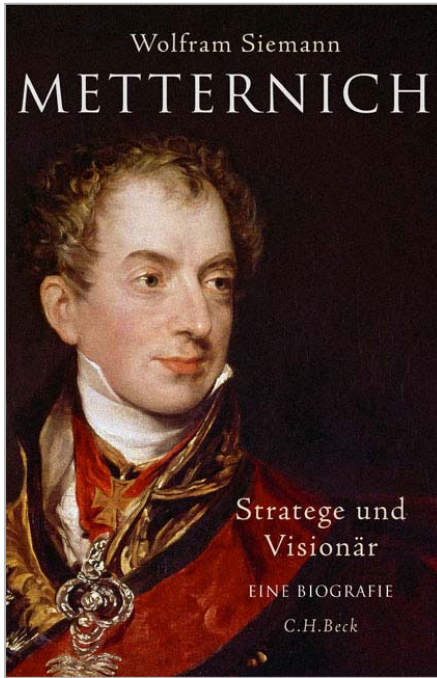


Unverkäufliche Leseprobe



Wolfram Siemann
Metternich

Strategie und Visionär
Eine Biografie

983 Seiten mit 73 Abbildungen. Gebunden
ISBN: 978-3-406-68386-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/15003860>

INHALT

EINLEITUNG	11
1. Ein Mann – sieben Epochen	11
2. Metternich-Biografen im Wandel der Generationen	16
3. Risiken und Grenzen der Metternich-Biografie Heinrich von Srbiks	21
I. HERKUNFT: Familienbande und Aufstieg	31
4. Die Ministerialen	33
5. Die Herren von Königswart	36
6. Die Freiherren von Winneburg und Beilstein	41
7. Die Grafen als reichsunmittelbare Mitglieder des Reichstags	46
8. Die Fürsten in der Beletage	51
II. GENERATION: Ancien Régime und Aufklärung 1773–1792	58
9. Elternhaus, Kindheit und Erziehung	58
10. Studienzeit in Straßburg und Mainz: Die Formung einer politisch-historischen Weltsicht	69
III. DIE DOPPELTE KRISE: Reich und Revolution	
1789–1801	83
11. Fin de Siècle: Die Kaiserwahlen 1790 und 1792	83
12. 1789: Der Einbruch der Französischen Revolution	88
13. Brüssel und die österreichischen Niederlande	106
14. Die Reise nach Großbritannien: Der Schlussstein im politischen Kosmos des jungen Metternich	131
15. Zusammenbruch und Flucht 1794	156
16. Neubeginn zwischen Wien, Königswart und Austerlitz	173
17. Zeit des Übergangs: Der Diplomat im Wartestand 1796–1801	187

IV. ZWISCHEN FRIEDEN UND KRIEG:	
Gesandtschaftserfahrungen 1801–1806	201
18. Dresden 1801–1803: Der Gesandte auf dem «Beobachtungsposten»	201
19. Berlin 1803–1806: Der Gesandte auf der großen Bühne der Diplomatie	217
20. Der Friede von Preßburg und das nahende Reichsende . . .	231
V. WELTKRIEG: Exposition und Steigerung 1806–1812 . . .	238
21. Die Pariser Botschafterzeit 1806–1809: In der «Höhle des Löwen»	241
22. Gesandter auf Abruf, Gefangener Napoleons unter Hausarrest	287
23. Der Interimsminister, von Napoleon ausmanövriert	299
24. Der Minister des neuen Kurses: Defensivpolitik nach innen und die Eheanbahnung 1809/10 im Äußeren	316
25. Der Außenminister auf Reisen: 181 Tage bei Napoleon . . .	341
26. Konsolidierung nach innen und nach außen 1810–1812 . . .	358
VI. WELTKRIEG: Peripetie und Krise 1813	376
27. Metternichs diskrete Sammlung der Kräfte	376
28. Der taktische Weg in die «bewaffnete Mediation»	389
29. Österreichs Eintritt in den Krieg: Die Quadrupelallianz . .	414
VII. WELTKRIEG: Katastrophe und Lösung 1814	440
30. Der Endkampf gegen Napoleon und die Präfiguration der Wiener Ordnung	440
31. Die zweite Englandreise unter den Vorzeichen des Wiener Kongresses	466
32. Metternich, der Krieg und die Gewalt in der Politik	476
VIII. EUROPA ZWISCHEN ABSCHLUSS UND NEUBEGINN: Der Wiener Kongress 1814/15	487
33. Die «Kosmopoliten»: Rechtsstiftung auf dem Fundament imperialer Ordnungen	490
34. Ein Masterplan? Metternich zwischen Realpolitik, Strategie und Vision	497

35. Der Kongress am Rande des Scheiterns: Krisenthemen als Prüfstein des Äquilibrium	502
36. Das Habsburgerreich: Fluchtpunkt des Alten Reichs und der deutschen Frage	506
37. «Deutschland – vereint durch ein föderatives Band»: Metternichs Anteil an der Gründung des Deutschen Bundes	514
38. «Der Kongress tanzt» – besonders bei Metternich	528
IX. DER FRAUENVERSTEHER UND MAJORATSHERR	544
39. Ikonografie und Zeitgebundenheit der Liebe	544
40. Politik und Geliebte: An den Höfen in Dresden, Berlin und Paris	558
41. Wilhelmine von Sagan und die Verwirrung der Gefühle	565
42. Dorothea von Lieven: «Nähe der Geliebten»?	573
43. Ehefrauen, Kinder, Familienbande und Heimsuchungen	584
X. KONSTRUKTION UND NEUBEGINN:	
Reform und Umbau 1815–1818	607
44. Metternichs Vision einer Nationalitätenpolitik am Beispiel Italiens	607
45. Italienreisen in ein glückliches, unregierbares Land	616
46. Metternichs Plan einer Reorganisation der Gesamtmonarchie	623
47. Habsburg und der Deutsche Bund: Eine Selbstvergewisserung Metternichs und Preußens 1817/18	630
XI. DEFENSIVE SICHERHEITSPOLITIK:	
Gefahrenabwehr im Horizont des Wiener Systems 1815–1829	638
48. Napoleons «Hundert Tage»: Die Aktivierung des europäischen Sicherheitssystems	638
49. Verwerfungen in den europäischen Gesellschaften nach 1815	642
50. Metternich und die britische Sicherheitspolitik 1817–1820: Vorwand oder Revolutionsabwehr?	652
51. Die Radikalisierung der deutschen Nationalbewegung: Wartburgfest und Sand-Attentat	662
52. Metternichs zögerliche Reaktionen: Presse – Professoren – Studenten	674

53. Von Teplitz nach Karlsbad: Die Konferenzen zur inneren Sicherheit (1819/20)	689
54. Metternichs Impulse für Entwicklung und Ausbau der Deutschen Bundesverfassung: Die Wiener Schlussakte (15. Mai 1820)	701
55. Terrorismus und Sicherheitspolitik als europäisches Problem: England, Frankreich und Metternich	713
56. Das zweischneidige Schwert der Intervention und das «Europäische Konzert» – Ideologisierungen	719
57. Das «Europäische Konzert» und die defensive Sicherheitspolitik der 1820er Jahre	726
XII. DER ÖKONOM: Als sozialer Patriarch vom Reichsgrafen zum Frühkapitalisten	
	736
58. Finanzielles Krisenmanagement	736
59. Der Agrarökonom: Landwirt – Weinbauer – Forstwirt	746
60. Der frühindustrielle Fabrikant und Unternehmer	756
XIII. VÖLKERFRÜHLING IM PAUPERISMUS:	
Vormärz 1830–1847	764
61. Die Julirevolution 1830 und Metternichs internationales Krisenmanagement	764
62. Kommunikationsrevolution – Völkerfrühling – Staatssicherheit	770
63. Tolerierte Nachfolgerevolutionen	780
64. Vom Orient an den Rhein: Die Herausforderung des «Konzerts» der Großmächte	783
65. Zollpolitik im Blickfeld Metternichs	786
XIV. DIE ORGANISATION DER HERRSCHAFT:	
Machtzentren – Netzwerke – Interessen – Intrigen	792
66. Herr der Staatskanzlei	792
67. Im Korsett des «persönlichen Regiments» unter Kaiser Franz	801
68. Das Vermächtnis des Kaisers Franz – ein System «mit einem Trottel, der die Krone repräsentiert»	803
69. Statt Staatsreform Systemkrise: Metternich gegen Kolowrat	810
70. Lobbyismus – kaiserliche Hausmachtspolitik – Ständewesen	818

XV. REVOLUTION – FLUCHT – EXIL: 1848–1851	830
71. Revolution 1848: «Wetterleuchten», Ausbruch und Flucht	830
72. Metternichs Alter Ego im englischen Exil 1848/49	840
73. Brüssel 1849–1851 – auch eine Vision: Metternichs Blick zurück in die verhinderte Zukunft einer liberalen Wirtschaftspolitik	848
XVI. «AUF DEM OBSERVATORIUM»: Lebensabend in Wien 1851–1859	854
EPILOG: Metternich, der Postmoderne aus der Vormoderne	864
ANHANG	
Eine Danksagung als Nachwort	879
Anmerkungen	882
Abkürzungen	939
Ungedruckte Quellen aus Archiven	940
Gedruckte Quellen	942
Forschungsliteratur	949
Abbildungsnachweise	968
Personenregister	970

II. GENERATION

Ancien Régime und Aufklärung 1773–1792

9. Elternhaus, Kindheit und Erziehung

Geburt in Koblenz Metternich war sich seiner Herkunft vollauf bewusst. Gleich zu Beginn seiner «Autobiographischen Denkschrift» erklärte er: «Im väterlichen Hause mit treuer Sorgfalt erzogen, wuchs ich heran unter den Eindrücken meiner reichsständischen Geburt, der öffentlichen Stellung meines Vaters im kaiserlichen Dienst, des französischen gesellschaftlichen Lebens und der moralischen Flaueheit, welche die kleineren deutschen Staaten vor dem Sturm, der sie bald darauf vernichten sollte, charakterisierte.»¹ So erinnerte er sich noch als 53-Jähriger² und umriss damit in der Tat die wesentlichen prägenden Kräfte seiner Kindheit und Jugend.

Er wurde am 15. Mai 1773 in seinem elterlichen Haus in Koblenz geboren und – wie die noch in Latein abgefasste Taufurkunde ausweist – auf den Namen Clemens Wenceslaus Lotharius Nepomucenus getauft.³ Dem Herkommen gemäß legten traditionsbewusste Adlige in die vielen Vornamen des erstgeborenen Stammhalters die Quintessenz der Familiengeschichte. Hiermit an den ersten Kurfürsten des Geschlechts Lothar mit seinen bahnbrechenden Taten für den Aufstieg des Hauses zu erinnern zeugt davon, wie stark sich auch der Vater Franz Georg noch diesem Verfahren gegenüber zu Dank verpflichtet fühlte. Ebenso sehr hielt er es für angemessen, seinem ehemaligen Dienstherrn, dem Mainzer Erzbischof und Kurfürsten Clemens Wenceslaus von Sachsen, die Reverenz zu erweisen. Metternich rühmte sich später immer wieder, diesen als Taufpaten gehabt zu haben – wenn er auch bei der Taufe durch Franz Ludwig von Kesselstadt vertreten wurde (was Metternich geflissentlich unterschlug).

Die Reichskirche als verlässlich schützender Schirm des Hauses erwies auch dem jungen Clemens gegenüber ihre Gunst. Als 1775 eine Präbende

(also eine Pfründe) beim Domkapitel des Trierer Erzbistums durch das Ableben ihres bisherigen Inhabers frei wurde, zögerte Franz Georg keinen Augenblick, schon für seinen noch Zweijährigen eine Anwartschaft auf diese Stiftsstelle zu beantragen. Das kostete ihn letztlich 500 Reichstaler Gebühren. Ein solcher Antrag war auch für ihn als Reichsgrafen keineswegs ein Selbstläufer, denn er musste peinlichst genau prüfen lassen, ob er diese Stelle kraft Genealogie und adligem Stand überhaupt beanspruchen durfte.⁴ Dabei musste er «das Beweistum seines ritter- und stiftsmäßigen Herkommens abstaten», was man damals «Aufschwörung» nannte. Das erforderte vierzehn dokumentarische Nachweise und beglaubigende Vorgänge – an erster Stelle den «arbor genealogiae», d. h. den Geschlechterbaum, an zweiter Stelle die Stammtafeln väterlicher und mütterlicher Linie. Ausdrücklich verwies Franz Georg auf eine Abstammung von sechs gräflichen Generationen,⁵ wobei man üblicherweise nur vier verlangte. Hier musste er allerdings gegen ein Handicap ankämpfen, denn seine Gemahlin Beatrix war erst 1770, kurz vor der Vermählung, in den Grafenstand erhoben worden. Als Kompensation für dieses Defizit sollte die Dignität der Metternichs erhalten: Franz Georg führte vier Argumente an: Sein Geschlecht besaß Sitz und Stimme im westfälischen Grafenkollegium, wo sie den anderen Grafen «in Rang und Ordnung nach Zeugnis der Staatskalender vorgesetzt» waren; sie waren durch Heiraten mit den reichsständischen Häusern Anhalt, Nassau, Waldeck und Lippe verwandtschaftlich verbunden; nach urkundlichen Belegen stammten sie ab von den «uralten Dynastien von Braunshorn [Beilstein] und Winneburg, wovon die Wappen noch beibehalten sind»; und schließlich verwies Franz Georg auf seine Verdienste als Direktor der katholischen Sektion des westfälischen Grafenkollegiums. Das musste den gräflichen Adel, der in den rheinischen Domkapiteln stets die Posten für sich zu reservieren verstand, zweifellos beeindruckten. 1777 gelang es Franz Georg, eine weitere Präbende beim Domkapitel in Mainz zu erringen. Diese Pfründen sollten sich später beim gemeinsamen Studium der Brüder Clemens und Joseph bezahlt machen. Schon hier zeigte sich, was die reichsständische Geburt und die Stellung des Vaters im kaiserlichen Dienst tagtäglich bedeuteten.

Aber warum wurde Clemens in Koblenz – im «Metternicher Hof» am Münzplatz – und nicht auf Königswart geboren? Die jüngeren Generationen seiner Vorfäter hatten den Schwerpunkt ihres Lebens und Wirkens



Das Geburtshaus, der «Metternicher Hoff» in Koblenz, im Jahre 1674

wieder ins Rheinische verlegt, wohin sie die kurfürstlichen und kaiserlichen Dienste lockten. So war es auch bei Franz Georg gewesen.

Die lange Reihe der Funktionen, welche Metternichs Vater im Dienste zunächst Kurtriers und dann des Kaisers wahrnahm, lassen ihn als einen verdienten Politiker erscheinen, über den Kaiser Joseph II. Ende 1785 einmal mündlich sagte: «Ich glaube, er ist der Beste, den wir im Reich haben», denn andere seien «denen Leuten nicht gewachsen». ⁶ Bei der Geburt seines Sohnes Clemens firmierte der damals erst 28-Jährige bereits als Graf von Winneburg und Beilstein, Herr in Königswart, Spurkenburg, Naunheim, Reinhardstein und Pousseur, erblicher Mainzer Erzkämmerer, kaiserlicher wirklicher Kammerherr, kurfürstlich trierischer geheimer Konferenzminister und Vize-Oberhofmarschall. Daran reihten sich später zahlreiche weitere Ämter, darunter insbesondere das des kaiserlichen Gesandten an den kurfürstlichen Höfen in Mainz, Trier und Köln. Und noch 1810 genoss Franz Georg beim Kaiser so viel Vertrauen, dass dieser durch ihn den amtierenden Außenminister – den Sohn Clemens – während dessen langen Aufenthalts an Napoleons Hof formell in Wien als Staatsminister vertreten ließ.

Im Elternhaus: Kindheit – Jugend – Erziehungsideale Kinder in adeligen Haushalten erlebten auch zu Metternichs Zeiten ihre Eltern in der Regel als Inbegriff ihres Standes: distanziert, den Aufgaben von Verwaltung, Repräsentation und standesspezifischer Geselligkeit verpflichtet. Umso erstaunlicher sind die Hingabe, Liebe und Aufmerksamkeit, mit denen sich die Eltern dem heranwachsenden Clemens widmeten. Den Sechsjährigen fuhr man nach Straßburg zur Pockenimpfung.⁷ Schon den Zwölfjährigen ermunterte der Vater, ihm fleißig Briefe zu schreiben. Er lobte, wie der Sohn sich um die Gesundheit der Eltern sorgte, und mahnte auf väterlich-freundliche Weise, Wiederholungen der Gedanken und Ausdrücke zu vermeiden, übrigens auch recht groß zu schreiben, sonst würde die Schrift immer unlesbarer werden. Und er hoffe sehr, Clemens werde einmal Dinge schreiben, die doch des Lesens wert seien. Er fügte bereits Zeitungsbeilagen bei und ließ den Sohn diese abheften. Der Vater schrieb liebevoll über die Mutter und betonte, nur in der Familie sei er am glücklichsten. Es unterzeichnete: «dein aufrichtig wahrer Freund und treuer Vater» oder auch «dein treuer Vater und Freund».⁸ Der Vater als partnerschaftlicher Freund: Das offenbarte bereits einen aufgeklärten, bürgerlich anmutenden Umgang und musste dem Selbstbewusstsein des sensiblen Heranwachsenden guttun. Noch unmittelbar nach dem Tod seines Vaters, als Metternich Worte für einen Nekrolog formulierte, offenbarte er, dass die Rede vom «väterlichen Freund» keine Floskel war, sondern tatsächlich gelebte Überzeugung: «Sein Herz war deutsch-bieder und rein. Kein Sturm der Zeit konnte seine Anhänglichkeit an sein Vaterland und an das alte und ehrwürdige Reich vermindern, treu und aufgeklärt als Staatsdiener, war er zugleich der beste Vater und der sicherste Freund.»⁹

Die Mutter Beatrix war schier vernarrt in ihren Erstgeborenen und weihte schon den Jüngling in alle ihre politischen Gedanken und Verheiratsstrategien für die Tochter Pauline ein. Ein ununterbrochener Briefwechsel besonders während der Studienjahre umhüllte Clemens mit aller mütterlichen Fürsorge, die keine adelige Standesdistanz spüren ließ. Nicht selten verabschiedete sich die Mutter von ihm mit den Worten: «Mein teurer und vortrefflicher Clemens, Ihr seid mein Freund, mein Vertrauter, ich kann nicht sagen, wie glücklich ich mich fühle, Euch als mein Kind zu haben.»¹⁰

Franz Georg war ein aufgeklärter Staatsdiener; er blieb es beständig und gleichbleibend über das Revolutionszeitalter hinweg bis in die Res-



Der Vater Franz Georg von Metternich, unbekannter Maler

tauration, das brachte ihm immer wieder viel Kritik von Seiten regierungsamtlicher Hofchargen ein. Für den jugendlichen Clemens wirkte sich die geistige Prägung des Vaters segensreich aus. «Siebzehnjährig war ich mein eigener Herr. Mein Vater ließ mir vollste Freiheit, nachdem er sich davon überzeugt hatte, wie wenig ich dazu neigte, Dummheiten zu machen oder auch nur zu erwägen.»¹¹ So beschrieb der spätere Staatskanzler den häuslichen Erziehungsstil. Franz Georg hatte viel dazu beigetragen, seinem Sohn dieses Selbstbewusstsein – die Voraussetzung für ein willensstarkes Grundvertrauen – einzupflanzen. In der Endfassung seiner Memoiren unterdrückte Metternich, dass sein Vater ihn schon im Kindesalter zu hochpolitischen Geschäftsreisen mitnahm und ihm Gelegenheit genug bot, seine Auffassungsgabe und seine Geschicklichkeit im Umgang mit anderen Menschen zu erproben. So früh wie möglich bereitete er ihn auf die diplomatische Laufbahn, ja, darüber hinaus auf die eines Staatsmannes vor. Den Siebenjährigen nahm er mit nach Köln und Münster, als er dort 1780 als kaiserlicher Kommissar im höchst-eigenen Auftrag Josephs II. die Wahl des Habsburgers und kaiserlichen Bruders Erzherzog Maximilian zum Koadjutor durchzusetzen half; Koadjutoren waren den Bischöfen als Vertreter beigeordnet und galten nicht selten als deren prädestinierte Nachfolger. Joseph II. baute auf die in die-



*Die Mutter Beatrix, geb. von
Kageneck, unbekannter Maler*

sen Geschäften schon mehrfach bewiesene «Treue, Geschicklichkeit und Erfahrungs» Franz Georgs, was bedeutete: dem Domkapitel die Freiheit der Wahl vorzuspiegeln, tatsächlich aber jeden anderen Kandidaten als den Bruder des Kaisers zu verhindern.

Der junge Clemens erlebte hier, wie erfolgreich sein Vater operierte, und dieser wird nicht gezögert haben, ihm das überschwängliche Dankeschreiben aus der Hand Maria Theresias zu präsentieren.¹² Die Reise blieb kein Einzelfall: 1786 nahm der Vater als kaiserlicher Kommissar seinen nun dreizehnjährigen Sohn wiederum zu Koadjutorwahlen nach Hildesheim und Paderborn mit. Im Juni dieses Jahres fuhr Clemens außerdem erstmals nach Königswart, und auch hier lernte er, wie die große Politik in das Familienleben hineinregierte, als sein Vater wegen des Todes Friedrichs II. unverzüglich aus Königswart abreisen und auf seinen Gesandtschaftsposten zurückkehren musste – ein weiteres Zeichen, dass er der erste Vertrauensmann der österreichischen Kaiser im Reiche war.

Der Hofmeister Johann Friedrich Simon Nicht die Eltern, sondern Ammen, Kindermädchen, Gouvernanten und bei den Söhnen auch die privaten Hauslehrer, die sogenannten Hofmeister, kümmerten sich zu Metternichs Zeit in erster Linie um die Erziehung der adligen Zöglinge. Die Erzieher

der Söhne hatten das Ideal des gebildeten Hofmanns und galanten Kavaliere vor Augen. Umgangsformen («conduite»), Künste (besonders die Musik), Sprachkundigkeit, Reiten, Fechten und Tanzen gehörten zum Erziehungsprogramm der Knaben, dazu ein reichhaltiges Programm an Geschichte, Staatskunde, Genealogie und Kameralwissenschaften. Dabei war das Verhältnis zwischen Vater und erstgeborenem Sohn schon früh geprägt von der künftigen Rolle des Letzteren als Stammhalter.

Wie überlegt Franz Georg bei der Erziehung vorgeht, zeigt sich an der Wahl eines Erziehers für seine beiden Söhne Clemens und den jüngeren Joseph, die auf einen gewissen Johann Friedrich Simon fiel. Denn dieser verkörperte die pädagogischen Ideale der neuen Zeit perfekt. Der gebürtige Elsässer, ursprünglich ein protestantischer Theologe, hatte sein Studium zugunsten der modernen Pädagogik aufgegeben. Er lernte im damaligen Mekka der aufgeklärten Erziehungslehre, bei Johann Bernhard Basedow in Dessau an dessen «Philanthropin», einer «Pflanzschule der Menschheit». Der Meister kritisierte die alte Lern- und Paukschule und lehrte, es sei wichtig, spielend, selbsttätig und durch Anschauung zu lernen. Besonders warb er dafür, neben den klassischen antiken die lebenden Fremdsprachen und namentlich die Muttersprache zu unterrichten. Das vor allem beeindruckte seinen Zögling Simon. Nach dem Grundsatz «docendo discitur» – «durch Lehren lernen» – betätigte sich dieser nach seiner Rückkehr ins Elsass selbst als Lehrmeister. Er versuchte sich in fortschrittlicher Manier an einer «Erziehungsanstalt für protestantische Frauenzimmer von Stand», die aber nicht so florierte, dass er sie auf Dauer betreiben konnte.¹³ Deshalb ließ er sich 1783 als Schulmann in Neuwied, etwa zehn Kilometer nordwestlich von Koblenz, nieder.

Was veranlasste einen katholischen Reichsgrafen, sich gerade diesen protestantischen Schulpädagogen als Hofmeister ins Haus zu holen? Beide hegten offensichtlich Sympathien für die Aufklärung, die sich, ohne ausgeprägt politisch zu sein, in drei Prinzipien äußerten: Religion galt ihnen als vorwiegend moralische, nicht als dogmatische Instanz; Ständeschranken wurden in geheimen Vereinen überwunden; und man hing weltbürgerlichen Idealen an, die man gemeinsam in den dafür typischen geselligen Zirkeln pflegte – Franz Georg war 1785 Mitglied der Freimaurerloge «Karoline zu den drei Pfauen» in Neuwied, der sich auch Simon angeschlossen hatte; beide gehörten überdies dem Illuminatenorden an.¹⁴ Franz Georg meinte es mit der «Aufklärung» als zeitgemäßer Denk- und Lebensweise

auch im eigenen Hause ernst: Simon zeichnete sich durch eine fortschrittliche Pädagogik, Sprachvermögen und nationale Leidenschaft für «das deutsche Vaterland» aus. Bildungskompetenz gab bei der Wahl des Hofmeisters den Ausschlag. Wie wichtig sprachliches Vermögen und insbesondere eine perfekte Zweisprachigkeit Franz Georg erschienen, offenbarte er Clemens gegenüber in einer Mahnung: «Als Teutscher ist es immer eine wesentliche Erfordernis, auch in seiner Muttersprache nicht allein reden und schreiben zu können, sondern zugleich Letzteres in einem Grade zu besitzen, welcher einer ordentlichen Erziehung in Vorschritten [beim fortschreitenden Erwerb] der Sprache und Ausbildung entspricht, um sich über den gemeinen Haufen zu erheben. Viel Lesen und Schreiben wirkt hierin auf die Geisteskräfte, und um dieses in Ausübung zu bringen, werde ich mit dir, lieber Clemens, und deinem Bruder unseren Briefwechsel in Deutsch fortführen, wo Ihr übrigens mit Eurer Mutter solchen in französischer Sprache fortsetzen könnt.»¹⁵

Simon unterrichtete den jungen Clemens seit 1786 im elterlichen Haus, denn am 11. Januar hatte er sich ein Herz gefasst und als Professor und Direktor der hochfürstlich-privilegierten Erziehungsanstalt zu Neuwied «untertänigst» an den Reichsgrafen geschrieben. Ganz Didaktiker, schlug er vor, eine von ihm entwickelte Sprachlehre an den Schulen in Trier und Koblenz einzuführen. Zugleich legte er das Konzept einer pädagogisch inspirierten Reform der deutschen Grammatik und Sprachlehre vor. Er nannte es «Versuch zu einer allgemein-verständlichen deutschen Sprachlehre für die gesamte deutsche Jugend von allen Ständen und Geschlechtern».¹⁶ Genauer empfahl er darin, die «Vornehmeren», also die Adelligen, welche auch fremde Sprachen erlernen müssten, sollten mit diesen nicht eher beginnen, als bis sie «mit dem Geist ihrer Muttersprache etwas vertraut geworden» seien. «Die deutsche Jugend kann noch nicht ihre deutsche Muttersprache erlernen, ohne durch das lateinische Fegefeuer gejagt zu werden.» Dieser originelle Kopf empfahl sich auf solche Weise bestens als Hauslehrer für den jungen Metternich. Was er an Belesenheit mitbrachte, würde, so dachte Franz Georg, auch Spuren bei seinem Sohn hinterlassen. Simons Bibliothek verfügte über die fundamentale Bibel der französischen Aufklärung: Diderots «Encyclopédie».¹⁷

Simon prägte zudem Metternichs religiöse Mentalität auf eine sehr besondere Weise. Er konnte seine theologische Ausbildung nicht verleugnen, führte seinen jugendlichen Zögling aber an ein Gottesverständnis

heran, das er nicht aus den Dogmen, sondern religionsgeschichtlich entwickelte. Ganz im Geiste der Aufklärung sprach er von Gott als «l'Être Suprême».¹⁸ Die Bibel lehrte er als eine historische Schrift aufzufassen, welche teilweise wegen falscher Übersetzungen korrigiert werden müsse, teilweise kenne man heute «die Natur des Menschen» besser. Der Sündenfall Adams und Evas in der Schöpfungsgeschichte habe Gott den Anlass geboten, den Menschen ein Erziehungsprogramm aufzuerlegen. Die ersten Menschen seien wie große Kinder gewesen, welche «ihr Wissen durch Erfahrung und Reflexion» erst hätten erwerben müssen, und Gott sei wie ein weiser Vater, der sie unterrichtet habe. Keine Erbsünde hätte Adam und Eva fehlgehen lassen, sondern allein mangelnde Erfahrung. Es sei aber unter der Würde Gottes, die Menschen zu verspotten, welche aus Unwissenheit gefehlt hätten. Simon betrachtete Gott als «le premier Chef et Directeur de toute la nature». Der wahre Geist des Christentums sei vereinbar mit der vernünftigen Philosophie und erfülle das Herz mit brüderlicher Liebe. Es sei physisch und moralisch unmöglich, einen Gott zu lieben, der das größte Vergnügen empfinde, wenn die Menschen gegen alle angenehmen Gefühle («sentiments agréables») handelten, welche er ihnen selbst eingepflanzt hatte, und fordere, Buße zu üben. Durch alle theologischen Inhalte hindurch lehrte Simon eine bestimmte Methode: geschichtlich nach den Ursprüngen zu forschen und auf diese Weise die – intellektuell beglückende – Wahrheit zu entdecken, die so einfach und tröstlich für alle Menschen sei, wenn sie nur denken und fühlen wollten. Diese Wahrheit leite sich nicht aus der unveränderlichen Heiligen Schrift her, sondern aus ihrer richtigen historischen Rezeption.¹⁹

Die Erfahrung, d. h. das Wissen um all die Dinge, welche helfen, frei von Vorurteilen zu sein, wirke wahrhaft aufklärend. In Wahrheit sei die Weltgeschichte als ein großes Erziehungsprojekt zu betrachten: Die Austreibung aus dem Paradies, die mühevoll eroberte Erde, die zu beackernden Erde, all das habe die Menschen gelehrt, den göttlichen Einfluss im Wachsen und Werden der Natur zu erkennen. Zu der Erfahrung, die aus der Arbeit auf dem Felde erwachse, geselle sich die Reflexion: «Die Erfahrung und das Denken sind die einzigen großen Kräfte, die den menschlichen Geist bilden».²⁰

Einen solchen begeisterten, originellen Kopf an seiner Seite zu haben musste den empfänglichen, intelligenten jugendlichen Metternich prägen – nicht in der Weise des «Einflusses» im unmittelbaren Sinne, sondern

als Anleitung zum selbständigen kritischen Denken auch bei religiösen Fragen. Keine kirchlichen Dogmen, keine orthodoxe Schriftgläubigkeit sollten den Geist lenken, sondern die empirisch fundierte Allmacht der Vernunft, die sich auch in der Schöpfungsordnung bekunde. Dieser praktizierte Theismus, der in der Natur die Spuren Gottes zu erkennen glaubte, aber die Vernunft als höchsten Richter des Handelns und Wertens postulierte und Jesus für einen vorbildlichen Menschen hielt, schuf den Freiraum des unabhängigen Denkens, den Metternich zeitlebens für sich einforderte. Sein Erzieher bestätigte ihn früh in dem Bedürfnis, über eine kritisch-rationale Grundhaltung Abstand zu sich und der umgebenden Welt herzustellen.

Auf eine solche Distanz berief er sich denn auch später im erinnernden Rückblick, als er sich fragte, warum er sich nicht vom Pathos der Französischen Revolution habe anstecken lassen: Er war «ihr steter Zeuge, dann ihr Gegner, und bin es immer geblieben, ohne dass ich jemals durch ihren Strudel mich habe fortreißen lassen. Ich kannte genug Menschen, die in der Anlage ihres Charakters nicht hinlängliche Widerstandskraft gegen den verführerischen Schein von Neuerungen und Theorien besaßen, die mein Verstand und mein Gewissen als nicht haltbar vor dem Richterstuhl der Vernunft und des guten Rechtes beständig verworfen haben.»²¹ Der Hofmeister Simon, an den Metternich hier in der Erinnerung an die «Verführten» zweifellos mit dachte, hatte ihm im Appell an die kritische Vernunft das geistige Rüstzeug gegeben, um sich 1789 von seinem Lehrer zu distanzieren, als dieser sich «kopfüber in den Strom der Revolution» stürzte. Metternich nannte ihn auch seinen «jakobinischen Erzieher», von dessen «Verirrungen» er Zeuge wurde.²² Er entwickelte keinen Hass auf ihn – wie überhaupt nie auf Andersdenkende –, sondern betrachtete ihn als Studienobjekt gemäß dem Motto: «den Feind zu studieren und mich in seinem Lager zu orientieren».²³ Genauso verfuhr er später auch mit Napoleon. Über Simon und einen anderen «Jakobiner» hielt er fest: «Ich muss diesen beiden Männern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass sie niemals meinen Gesinnungen Gewalt anzutun versucht haben.»²⁴ Auch hier erwies sich frühzeitig eine Eigenschaft, die er noch im hohen Alter an den Tag legte, als er sein Archiv ordnete und ihm die Briefe Simons wieder in die Hand fielen: Er verleugnete nicht die Bedeutung, die Simon zweifellos für ihn hatte, sondern konstatierte kühl, wegen dessen späterer Entwicklung böten die Briefe nunmehr «ein psychologisches Interesse».²⁵

Der Hofmeister Abbé Ludwig Bertrand Höhn Der junge Clemens hatte einen weiteren Hofmeister, gewissermaßen ein geistliches Korrektiv zu Simon: den Abbé Ludwig Bertrand Höhn. Er war einem älteren Ordensbruder nach dessen Tod im Jahre 1782 auf die Hofmeisterstelle gefolgt, lehrte Clemens die «Humaniora», also die Kenntnis des klassischen Altertums samt des Griechischen und Lateinischen, und betreute gemeinsam mit Simon den altsprachlich-humanistischen Unterricht.²⁶ Auch später beim Studium in Straßburg blieb Abbé Bertrand Metternichs Ruhepol, als Simon ins revolutionäre Fahrwasser abdriftete. Bei der Wahl der geistlichen Erzieher verfuhr der Vater ebenso umsichtig und bewusst undogmatisch wie bei der Wahl Simons, denn beide – der verstorbene und sein Nachfolger – gehörten der Ordensgemeinschaft der Piaristen an, die vor allem in der Habsburgermonarchie in der Erziehung und im Schulwesen tätig waren. Ihrer Herkunft aus dem römischen Armenviertel Trastevere entsprechend haftete ihnen die Fürsorge für sozial Schwächere an sowie die Bereitschaft, dem praktischen Leben nahezustehen und die Kirche zu erneuern.

Für Metternich war Abbé Bertrand «ein besonnener, unterrichteter Mann», und als er sich als Neunzehnjähriger den Status aneignete, keinen Erzieher mehr zu brauchen, meinte er zur Rolle des Abtes: «Mein Lenker war mein Freund und Ratgeber geworden.»²⁷ Das Erziehungsverhältnis hatte sich im Laufe der Jahre tatsächlich in eine vertrauensvolle und freundschaftliche Beziehung verwandelt. Das offenbarte Metternich in einer für ihn äußerst kritischen Situation am 3. Oktober 1813 aus dem Hauptquartier in Teplitz unmittelbar vor der Völkerschlacht bei Leipzig. Der Abbé verfolgte die Ereignisse mit Bangen aus dem benachbarten süd-mährischen Tajax (Djácovice), wo er inzwischen wirkte. Auf sein besorgtes Schreiben antwortete Metternich ungeachtet aller ihn damals bedrängenden Probleme und Zeitnöte nicht floskelhaft, sondern außerordentlich ernst und freimütig, wie es seinem alten Lehrer gebührte. Dabei offenbarte er ihm seine politische Konfession, die sein Handeln als Teil einer großen Mission begrifflich machte und das Ineinander von vernünftigem Handeln und göttlichem Plan im Sinne Simons aufscheinen ließ. Göttliche Hilfe sei ohne menschliches Tun nicht zu erwarten: «Ich habe ein großes Werk begonnen; lange und sachte bin ich vorgeschritten, alle Kräfte mussten gesammelt, der Zeitpunkt abgewartet werden. Wir mussten *moralisch* recht haben, um dieses Recht *materiell* durchfechten zu können. Der Himmel

hat das Unternehmen gesegnet, *er hilft uns, weil wir uns helfen*, und in Kurzem wird es der französischen Übermacht wie der Ceder auf Libanon ergehen! [...] Dass ich, wenn Gott mir Leben und Gesundheit schenkt, das Werk durchführe, dafür sei Ihnen nicht Angst.» Metternich verabschiedete sich mit den Worten: «Leben Sie wohl, lieber Abbé, und erhalten Sie mir Ihre Freundschaft.»²⁸ So schreibt man nur einem Menschen, dem man sich dankbar und persönlich verpflichtet fühlt.

10. Studienzeit in Straßburg und Mainz: Die Formung einer politisch-historischen Weltsicht

Für einen Biografen ist es verlockend, aber auch unerlässlich, zu fragen, inwiefern frühe Prägungen das spätere Denken und Handeln des Protagonisten geleitet haben, und Studienjahre sind hierbei stets besonders bedeutsam. Metternich selbst legte in seinen Memoiren Spuren, aber er deutet vieles nur an, was sich erst aus seinen Korrespondenzen, Urteilen in amtlichen Akten und aphoristischen Aperçus in seinem Nachlass richtig entschlüsseln lässt. Das soll hier erstmals systematisch und zugleich chronologisch nach dem Fortgang seiner Ausbildung geschehen. In den Jahren zwischen 1788 und 1794 liegen die wesentlichen Schlüssel zu Metternichs späterer politisch-historischer Weltsicht. Er selbst sah das ebenfalls so, wenn auch noch etwas apodiktischer: «Mit siebzehn Jahren war ich – abgesehen von einiger Erfahrung – was ich heute bin, genau was ich heute bin, mit gleichen Fehlern und nämlichen Tugenden»²⁹ – das schrieb er rückblickend im Jahre 1818.

Im April 1788 war der am 15. Mai 1773 Geborene kaum fünfzehn Jahre alt, als er mit seinen beiden Hofmeistern nach Straßburg zum Studium aufbrach.³⁰ Mit siebzehn, Mitte 1790, hatte er das Studium in Straßburg beendet. Damit war er aber wahrlich noch nicht «fertig», wie er selbst später behauptete, und es folgten noch das Studium in Mainz, die Kaiserkrönungen 1790 und 1792, die Brüsseler Zeit und sein Englandsaufenthalt. All das prägte ihn so nachhaltig, dass man ihn erst im August 1794 als «fertig» ansehen kann. Den Horizont seiner politischen Weltsicht steckte er in diesem Monat mit seiner zweiten großen Flugschrift ab. In die sechs Jahre zwischen 1788 und 1794 fielen die Elementarerfahrungen von Studium, Revolution, Krieg und Niedergang des Reiches.

Studienumstände Franz Georg hatte seine beiden Söhne zum Studium nach Straßburg geschickt. Die Kosten beschwerten ihn zweifellos. Deshalb machte sich jetzt die finanzielle Hilfe aus der Mainzer Dompräbende bezahlt, welche 1783 von Clemens auf den jüngeren Bruder Joseph übergegangen war und wenigstens diesem den Unterhalt sicherte. Dieses «Stipendium» war auf zwei Jahre (ein «Biennium») berechnet und erbrachte immerhin im Jahr «die nicht unbeträchtliche Revenue» von 700–800 Gulden; der Betrag errechnete sich aus Naturalien der kirchlichen Domänen, deren Ertrag nach Ernte und Marktwert schwankte. Der Stipendiat unterwarf sich einer «Ordnung, wessen sich ein jeder Domicellar-Domherr zu Mainz, so ad Studium ziehen will, und daselbst ankommt, zu verhalten hat».³¹ Straßburg war als Universität anerkannt, weil sie in 24-stündiger Entfernung zum Mainzer Domsitz lag, und es war durchaus möglich, auch über die zwei Jahre hinaus gefördert zu werden.

Clemens musste demgegenüber wegen seiner Finanzen direkt mit dem Vater verhandeln. Quartalsweise berichtete er an seinen «lieben Papa» darüber, wie er die Tage zubrachte, vor allem aber, dass er angesichts knapper Mittel bestrebt sei, äußerst sparsam zu leben. Das dokumentierte er mit tabellarischen Übersichten, nur um vom Vater zum Beispiel ein Komödienabonnement genehmigt zu bekommen und so die trüben Wintertage zu vertreiben.

Beide Hofmeister legten dem Vater genauestens Rechenschaft ab über die Fortschritte der beiden Söhne. Simon informierte ab Mitte Juni 1788 regelmäßig über die Studien seiner Zöglinge, lehrte sie das Schwimmen, begleitete sie in die Lehrveranstaltungen, sorgte für die Gesellschaft von zwölf jungen Adligen, welche den gleichen Kurs in Naturgeschichte besuchten, nahm die Experimentalphysik ins Programm auf. Der junge Graf Clemens habe sich «si gai, beau et aimable» entwickelt.³² Auch Abbé Bertrand schrieb regelmäßig an Franz Georg und versuchte dabei, die entstehenden Kosten zu rechtfertigen. Nach dem ersten Studienjahr zog er am 13. Mai 1789 ein Resümee über die beiden Zöglinge:³³ Sie lebten «dans le grande monde» und seien durch ihre Geburt, Kenntnisse und ihr Alter bereits ein Teil des ortsansässigen Adels. Wo sie auftauchten, erregten sie Aufmerksamkeit, oder man suche nach ihnen, um sie einzuladen, zu Picknicks, Konzerten und Bällen.

Umgekehrt versorgte der Vater beide Hofmeister regelmäßig mit Instinktionen, und zwar so, wie wir es von ihm schon kennen: Franz Georg

drängte die Söhne, Sprachen zu lernen, namentlich Englisch, und verwies solcherart den jungen Metternich bereits auf «eine Sprache, die fortwährend viel Zeit und Übung» erfordere, wie der Abbé ihm antwortete. Glücklicherweise, so der Hofmeister, lerne Clemens bei einem Sprachlehrer, der nahezu zwölf Jahre in London verbracht habe und der selbst nach dem Urteil von Engländern die Sprache sehr gut beherrsche.

Vorsichtig versuchte Bertrand gegenüber dem Vater, Clemens' Verhalten zu beurteilen: Dieser habe ganz plötzlich alle seine Albernheiten abgestellt, und er, der Abbé, wünsche sich nur, der junge Graf möge einen festeren und entschlosseneren Charakter an den Tag legen, aber dieser Mangel sei mehr eine Sache des jugendlichen Alters als des Herzens. Franz Georg schrieb etwas später, am 30. Dezember 1790, an den frisch an die Universität Mainz gewechselten Clemens. Dieser stand wie sein mitgezogener Bruder weiterhin unter der bewährten Obhut des Abbé Bertrand, der das volle Vertrauen der Familie genoss. Der Vater ermahnte – studentische Gepflogenheiten bedenkend –, die beiden Brüder möchten sich «aller Anzüglichkeiten anderer» enthalten und sich ausschließlich dem eigentlichen Zweck des Aufenthalts widmen: den höheren Wissenschaften zu dienen und sich «durch ein anständiges allgemein höfliches Betragen die Achtung und Neigung anderer zu erwerben». Bertrand hatte bereits sehr gute Zeugnisse geschickt: «Ihr müsst also diesen ersten guten Ruf zu erhalten suchen, denn hierauf kommt alles an. [...] Überhaupt empfehle ich Euch die Pflege der Gesundheit aufs Sorgfältigste, wovon der glückliche Zustand des Menschen abhängt.»³⁴ Zugleich informierte Franz Georg seinen Erstgeborenen, dass seine Berufung in die Niederlande entschieden sei und demnächst öffentlich bekannt gemacht werde.

Das Studium in Straßburg bei Christoph Wilhelm Koch Die protestantische Universität Straßburg wirkte in ihrer Blütezeit während des Ancien Régime wie eine «Drehscheibe zwischen Frankreich und Deutschland» (Eberhard Weis).³⁵ Sie war ebenso die führende Hochschule Frankreichs wie – neben Göttingen – des deutschen Kulturraums. Die von Eberhard Weis brillant beschriebene «besondere Geistigkeit dieser Stadt» vereinte «deutsche und französische Kultur, Gotik und Rokoko, Katholisches und Protestantisches, absolute Monarchie und die der ehemaligen Reichsstadt belassene Selbstverwaltung, Aristokratie und ein wohlhabendes, selbstbewusstes Bürgertum, Kunst und Wissenschaft».³⁶ Hier konnte sich ein kos-

mopolitischer Geist bilden, der die Generation der vornationalen Elite noch prägte. Auch im Urteil Metternichs erfreute sich die Universität «einer großen Berühmtheit», und viele Deutsche habe «die Leichtigkeit des Unterrichts in der deutschen und französischen Sprache» dorthin gezogen.³⁷

Besonders Christoph Wilhelm Koch, Lehrer des Staatsrechts und der Geschichte, trug seit 1772 durch seine Vorlesungen der Universität den Ruf einer «Diplomatenschule» ein. Denn zu seinen Füßen studierten Goethe, der berühmteste bayerische Staatsreformer Maximilian Montgelas, der Propagandist eines konstitutionellen Liberalismus Benjamin Constant, Napoleons Finanzminister Michel Gaudin, der spätere russische Botschafter in Wien und Delegierte des Zaren auf dem Wiener Kongress Fürst Andrej Rasumowsky und eben Metternich, der zwischen April 1788 und Juli 1790 in Straßburg weilte.

Der frühreife Fünfzehn- bis Siebzehnjährige verdankte gerade diesem Lehrer Entscheidendes in seiner späteren politischen Weltsicht. Das lässt sich zeigen, ohne als Biograf bloß zu spekulieren. Denn es gibt Entsprechungen, welche so dicht und kongenial sind, dass sie sich über den gemeinsamen Nebel eines «Zeitgeistes» erheben. Die Analogien zu Metternichs späterem Denken finden sich in nuce in Kochs dreibändigem «Gemälde der Revolutionen in Europa seit dem Umsturze des Römischen Kaiserthums im Occident bis auf unsre Zeiten», das gleichsam die Bilanz seines Forscherlebens darstellt. Ein Exemplar befindet sich noch heute in Metternichs Bibliothek in Königswart. Das Werk zeigt eine Art, mit der Geschichte umzugehen, die der spätere Staatskanzler permanent an den Tag legte. Es seien hier die wesentlichen Maximen vorgestellt.

Geschichte, so Koch, sei «eine Art von Philosophie». Sie häufe Erfahrung und lehre durch Beispiele, «wie man sich in allen Lagen des Privat- und des öffentlichen Lebens betragen müsse». Nicht Inhalte oder Fakten seien aus der Geschichte zu lernen, sondern der Umgang mit historischem Wissen. Sie lehre eine Methode zu denken und mit ihr die Erfahrung zu ordnen. Koch leitet sein Werk ein, indem er Prinzipien formuliert, die sich nahezu identisch bei Metternich wiederfinden. Dessen zahlreichen Reflexionen über Politik und die Beweggründe menschlichen Handelns liegt folgende, hier bei Koch formulierte Annahme als philosophisches Grundgerüst zugrunde:

«Es gibt gewisse Grundsätze oder Regeln des Verhaltens, die ewig wahr bleiben, weil sie der unveränderlichen Natur der Dinge gemäß sind.

Wer die Geschichte studiert, sammelt diese Grundsätze, und kann auf solche Art sich selbst ein System der Sittenlehre und Politik bilden. [...] Die Personen besonders, welche sich dem Studium der Politik widmen oder zur Leitung öffentlicher Angelegenheiten bestimmt sind, entdecken in der Geschichte die Triebfedern der Regierungen, ihre Fehler und ihre Vorzüge, ihre Stärke und ihre Schwächen; sie finden darin den Ursprung und den Fortgang der Reiche, die Grundsätze, welche dieselben emporgebracht, und auch die Ursachen, welche ihren Fall vorbereitet haben.»³⁸

Bei Koch geht es nicht um Fortschrittsgeschichte im Sinne einer naiven Aufklärungsdoktrin. Geschichte ist vielmehr ein neutrales Analyseinstrument. Der Politiker habe die Geschichte wissenschaftlich zu betrachten, das Systematische und Regelhafte in ihr aufzusuchen und nach kausalen Verkettungen zu forschen. Wenn man als Heutiger die Betrachtungsweise Kochs beibehält, aber die Begrifflichkeit in die moderne Methodik transformiert, dann operiert hier ein politisch denkender Sozialwissenschaftler nach der Art Max Webers, der in der Geschichte keine Normen, sondern (Ideal-)Typen aufsuchte, um die komplexe empirische Wirklichkeit zu durchdringen und «denkend zu ordnen». Man modernisiert Koch und Metternich damit keineswegs in unzulässiger Weise. Geschichte, so der Straßburger Lehrer, sei eine Abfolge von Fortschritten und ebenso von Täuschungen, von Aufklärung und Aberglauben, und weder Täuschungen noch Aberglauben hörten auf. Der denkende Geist versuche die Spuren des Regelhaften in diesem empirischen Chaos zu erkennen, um das zukünftige Handeln mit einem Zweck zu planen: «Die Geschichte dient besser als alle Vorschriften, uns von den Verirrungen der Eigenliebe und von Nationalparteilichkeit zu heilen. Wer nur sein *eigenes* Land kennt, bildet sich leicht ein, dass die Regierung, die Sitten und Begriffe oder Ideen *des* Erdwinkels, den *er* bewohnt, einzig und allein vernünftig sind. Die dem Menschen so natürliche Eigenliebe unterhält dies Vorurteil und macht, dass er die andern Nationen gering schätzt.»

Metternich musste später in der praktischen Politik erfahren, wie schwer es war, die zwölf verschiedenen Nationalitäten der Habsburgermonarchie zu einer Harmonie zu bringen. Außerdem erkannte er, dass die nationale Idee aus Blindheit und Eigenliebe den politischen Terrorismus rechtfertigen konnte. Bei Koch fand er das theoretische Rüstzeug, das aus

ihm auf Dauer einen Kosmopoliten werden ließ, welcher den Frieden und die politische Vernunft dem im langen 19. Jahrhundert immer drängender fortschreitenden Nationalinteresse der Staaten überordnete.

Koch betrachtete die Geschichte als wissenschaftliche Methode, nicht als gelehrte Fakten- und Quellensammlung. Wer bei ihm studierte, bekam einen Begriff vom Wert der Quellen, von Quellenkritik, vom Zwang, historische Aussagen mit Quellen zu belegen. Man glaubt, in Koch einen Ranke-Schüler vor sich zu haben, wenn er fordert, an Geschichtsschreibern «den Geist und den Charakter eines jeden [zu] prüfen und ebenso die Umstände, unter denen sie geschrieben haben»; es sei «Unparteilichkeit eine wesentliche Eigenschaft des Geschichtsschreibers», der die Vorurteile seiner Nation, seiner Sekte oder seines Standes hinter sich lassen müsse.³⁹ Schließlich habe er sich auch um die «Hilfswissenschaften» zu kümmern: Geographie, Genealogie und Chronologie. Geschichte sei eine Abfolge von Perioden; sie folge in «Revolutionen» aufeinander, und sie sei, ausgehend von ihrem antiken Urgrund, eine europäische Geschichte, ja, genauer noch: eine globale Geschichte, denn auch Nordamerika, die spanischen Kolonien, Kanada, Ostindien und nicht zuletzt das Osmanische Reich gehörten in den Betrachtungshorizont hinein.

Koch lehrte eine Geschichte der Staaten, ihrer Kriege und des fundamentalen Problems, Frieden zu stiften und zu erhalten. Was Metternich später tagtäglich als seine politische Aufgabe vor sich sah, bekam er in Kochs «Diplomatenschule» als theoretisches Problem vorgestellt. Er lernte hier, dass die europäische Staatengeschichte seit dem Westfälischen Frieden von 1648 die Wahrung des Gleichgewichts zwischen den Großmächten zum Thema hatte: Durch die Politik Ludwigs XIV. habe Frankreich «das Übergewicht» erhalten «und machte sich so furchtbar, dass alle Maschinerie der Politik gegen dasselbe gerichtet wurde».⁴⁰ Metternichs Vorstellung von europäischer Mächtepolitik ging freilich über die Annahme einer innewohnenden Mechanik der Staatenbeziehungen hinaus. Er unterstellte, die internationale Politik habe sich ethischen Normen zu unterwerfen, nämlich einem modernen Völkerrecht, wie es dies in früheren Zeiten nicht gegeben habe. Dieser Grundsatz führt uns zu Metternichs zweitem bedeutenden akademischen Lehrer und seinem Studienort Mainz, den er und sein Bruder allein mit ihrem Hofmeister Abbé Bertrand Mitte Oktober 1790 aufsuchten.

Das Studium in Mainz bei Niklas Vogt Bis zu ihrer Abreise nach Brüssel Anfang September 1792 verbrachten die beiden Brüder zwei Jahre in Mainz,⁴¹ wobei das Studium dort zu Beginn und zum Ende jeweils von einer Kaiserkrönung in Frankfurt umrahmt wurde. Sie kamen an eine katholische Universität, die ehemals äußerst rückständig gewesen war. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 und dem Regierungsbeginn des letzten Kurfürsten, Friedrich Karl von Erthal (1774–1802), wurde jedoch 1784 eine Universitätsreform durchgeführt, die im Reich wegen ihrer aufklärerischen Impulse weithin anerkannt wurde.⁴² Geschichte gewann dadurch im Fächerspektrum ein neuartiges, eigenständiges Profil und entwickelte sich zu einer «unentbehrlichen Begründungswissenschaft».⁴³

Dazu trug wesentlich der 1783 als Professor für Universalgeschichte an die neu eingerichtete historisch-statistische Fakultät berufene Niklas Vogt bei. Sein lebhafter Vortrag machte ihn bei den Studenten beliebt; im Jahre 1790 versammelten sich 91 der 300 Mainzer Studenten in seinem Hörsaal.⁴⁴ Im Umgang mit seinen akademischen Zöglingen führte er einen neuen Stil ein: Als überzeugter Kantianer predigte er, Aufklärung verbreite sich durch öffentliche Kommunikation, durch «Publizität». Dazu lud er, mit den Freimaurern und Illuminaten konkurrierend, seine Schüler ohne Ansehen des Standes und auch Frauen in den Salon seines Hauses ein. Zu seinen Lieblingsschülern gehörte der junge Metternich, der bei ihm Vorlesungen über deutsche Reichsgeschichte hörte und der später eingestand, «wie viele Hilfsquellen sich mir später aus seinen Lektionen erschließen» ließen. Hier erlernte er den Umgang mit Geschichte als Leitwissenschaft stärker und durchdringender noch als bei Koch.

Vogt hatte ein besonderes pädagogisches Geschick. Wenn er ein neues Kapitel seines Vorlesungsstoffes aufschlug, eröffnete er mit Fragen, die sogleich die Aufmerksamkeit der aufgeweckten Zuhörer fokussierten: «Wie die gemeinen Bürger sich selbst um ihre Freiheit brachten»; «Wie die Bischöfe und Äbte Landesherren wurden»; «Wie ein großes Weib die österreichische Monarchie und damit die deutsche Reichsverfassung rettete»; «Wie Deutschland die französische Revolution befördern half».⁴⁵ Diese Art, Historie erklärend zu umkreisen, um sie auf die Gegenwart zu beziehen und zusätzliche Urteilshilfen zu gewinnen, verinnerlichte Metternich in Mainz. Ein Gesellenstück in dieser Art sollte er später, 1801, in seinem Entwurf einer Instruktion für den Dresdner Gesandtschaftsposten abliefern.

Vogt erörterte mit dem jungen Reichsgrafen, den er als wachen Zuhörer bald wertschätzte, über die Lehrveranstaltungen hinaus in persönlichen Gesprächen Grundprobleme der «historischen Kritik». Er erkannte die besondere Persönlichkeit Metternichs, in der sich drei Eigenschaften paarten: schnelle Aufnahmefähigkeit, kritische Beobachtungsgabe und die Neigung, Prinzipien im scheinbar Vordergründigen auszumachen. Das veranlasste Vogt zu einem prophetisch anmutenden Rat, an den sich Metternich später oft erinnerte. Die Annahme wäre falsch, Metternich habe sich in dem Zitat eitel selbst bespiegeln wollen; vielmehr ist dieses ein Beweis für den auch sonst vielfach bezeugten pädagogischen und emphatischen Eifer Vogts im Umgang mit einem Schüler, von dem er wusste, dass er für die diplomatische Karriere bestimmt war. Er sagte:

«Ihr Verstand und Ihr Herz sind auf gutem Wege; beharren Sie darauf auch im praktischen Leben, die Lehren der Geschichte werden Sie dabei leiten. Ihre Laufbahn, so lang sie auch sein mag, wird Sie nicht das Ende des Brandes sehen lassen, der den großen Nachbarstaat verzehrt. Wollen Sie sich nicht Vorwürfen aussetzen, so verlassen Sie nie den geraden Weg. Sie werden angebliche große Männer im Laufschrille an Ihnen vorüberkommen sehen; lassen Sie sie ziehen, und weichen Sie nicht von Ihrer Straße ab; Sie werden sie einholen, und wäre es auch nur, weil Sie sich mit ihnen auf deren Rückzugsbewegungen kreuzen werden!»⁴⁶ Metternich unterschlug hier diskret, dass sich sein verehrter Lehrer vorübergehend zu einem glühenden Napoleon-Verehrer entwickelt hatte, der dann aber bitter enttäuscht wurde.

Nachhaltig brannte sich Metternich ein, was Vogt über die Eigenart der deutschen Reichsverfassung lehrte, weil darin der Ugrund der eigenen Familiengeschichte lag. Vogt erklärte, sie sei eine Mischverfassung: «Zum Glück für Europa ist dieses wichtige Land [Deutschland] in mehrere, aber unter sich in einen Hauptstaat verbundene Staaten zerteilt, so dass man füglich sagen kann, das Gleichgewicht von Europa konzentrierte sich in Teutschland, und seine Staatsgesetze seien zugleich ein wichtiger Teil der Völkergesetze».⁴⁷ Die «Abgeteiltheit in mehrere kleinere Staaten» bewahre Europa vor einem Monarchen, der «unfehlbar das Übergewicht haben würde und folglich [...] am leichtesten und nur allein eine Universalmonarchie stiften könnte». Mit anderen Worten: Die gemischte föderative Verfassung des Alten Reiches inmitten des Kontinents bewahre die anderen europäischen Staaten vor einem deutschen Despotismus. Diese Grund-

gedanken hatte Vogt 1787 in seinem Werk «Über die Europäische Republik» im ersten Band («Politisches System») ausgebreitet. Das Motto hatte er Montesquieus «Geist der Gesetze» entnommen, wie er überhaupt die Lektüre dieses Autors überreichlich einforderte. Es besagte, die miteinander konkurrierenden Mächte müssten zu einem gemeinsamen «Konzert» des Gleichgewichts gezwungen werden.

Dieses Prinzip der Gewaltenteilung übertrug Vogt auf alle menschlichen Gesellschaften, welche allesamt von Anziehungs- und Zurückstoßungskräften, von Druck und Gegendruck geprägt seien. Es heiße, die Balance zu finden zwischen Kosmopolitismus, Patriotismus und Egoismus. Nur so seien die egoistischen Antriebe der Natur zu bändigen – in den Familien, Dörfern, Städten, den Lehens- und Religionsgemeinden, in den Ständen, Provinzen, Staaten, der europäischen Republik, ja, bis «zu einer Weltbürgerschaft» hinauf. Vogt erkannte alle Mängel jener Mischverfassung des Reiches; gleichwohl verbürge sie die Freiheit und rechtliche Sicherheit der Mindermächtigen. Als Hauptgrundsatz der großen europäischen Gesetzgebung galt ihm: «Man lasse jeder Gemeinheit, jeder Provinz, jedem Lande seine eignen, von ihm selbst gut befundenen Gesetze und Einrichtungen, wenn sie dem allgemeinen Wohl nicht offenbar widersprechen.» Übergreifende Gesetze sollten nur «schädliche Auswüchse» der untergeordneten Gesetze hemmen.⁴⁸ Darin kommt zum Ausdruck, dass sich für die Zeitgenossen des späten 18. Jahrhunderts Kosmopolitismus, Patriotismus und Nationalismus durchaus vereinbaren ließen.⁴⁹

Hier fand der junge Metternich begründet, was später sein Vater im Umgang mit den belgischen, er selbst dann mit den böhmischen und den ungarischen Ständen beherzigte: den Respekt vor historisch gegebenen Statuten. Es lehrte ihn zugleich, absolutistische Tendenzen nach dem Muster Kaiser Josephs II. zu verachten. Die im Studium durch Vogt vermittelten Verfassungsprinzipien des Alten Reiches prägten sich ihm noch verstärkt ein durch ihren Vergleich mit verwandten «konstitutionellen» Staaten in Europa wie England, den holländischen Generalstaaten oder der Schweizer Eidgenossenschaft: «Unter allen europäischen Staaten ist keiner der ursprünglichen teutschen Verfassung und folglich seiner Freiheit treuer geblieben als England. An der englischen Konstitution sieht man, zu welchem herrlichen Gebäude bürgerlicher Freiheit unser altgotisches Europa Anlage hatte.»⁵⁰ Vogt schilderte die englische Verfassung

nach Montesquieu, den er seitenlang zitierte und so auch Metternich bekannt machte.⁵¹ Dann kontrastierte er das Gelesene mit der deutschen Verfassung:

«Das teutsche Reich hat unter allen europäischen Staaten die sonderbarste Verfassung. Betrachtet man die Form seiner Konstitution, so ist Teutschland eine eingeschränkte aristokratische Monarchie. Betrachtet man aber den wirklichen Zusammenhang dieses gotischen Gebäudes, so ist es eine Verbindung souveräner Fürsten, an deren Spitze zwei mächtige Häuser, Österreich und Brandenburg, stehen, und in dessen [des Reiches] Mittelpunkte sich das Gleichgewicht von ganz Europa konzentriert.»⁵²

Metternich hatte die Konstruktion dieses «zusammengesetzten Staates» im Kopf, als er sich später vor Beginn des Wiener Kongresses mit der Frage auseinandersetzte, in welcher Weise Europa wiederhergestellt werden solle. Er sprach von «Rekonstruktion» und nicht «Restauration» und beschrieb dabei auch die Eigenart des habsburgischen Reiches, das wie der spätere Deutsche Bund in der Nachfolge des Alten Reiches stand. Wie stark er sich an Vogt anlehnte, ist unverkennbar, wenn er formulierte: «Das Kaisertum Österreich, ohne ein Föderativstaat zu sein, trug nicht minder die Vorteile wie die Nachteile der Föderativ-Gestaltungen. War der Chef des Hauses im modernen Sinn des Wortes absolut, so erlitt dieser Begriff hinsichtlich der Kronen, die derselbe auf seinem Haupte vereinigte, ja nach dem ungleichen Ausmaße der Verfassungen der einzelnen Länder eine Beschränkung der souveränen Gewalt.»⁵³

Vogt vermittelte Metternich eine Geschichtsphilosophie, die ihn bestärkte, sich nicht ungreifbaren Mächten ziellos ausgeliefert zu fühlen. Zum historischen Lehrprogramm gehörten, wie auch bei Koch, die Rückbezüge auf die Lehren der Griechen und Römer – dort hatten europäische Geschichtsdarstellungen zu beginnen. Die klassische antike Lehre von der idealen gemischten Verfassung, die immer wieder zu entarten drohe, wurde von der akademischen Lehre des 18. Jahrhunderts übernommen. Man konstruierte eine für gesetzmäßig gehaltene Abfolge der Verfassungssysteme, sobald sie entarteten – die Monarchie zur Despotie oder Tyrannis, die Aristokratie zur Oligarchie, die Demokratie zur Demagogie. Diese klassische Staatsformenlehre vermittelte auch Vogt seinen Hörern.⁵⁴ Die gemischte Verfassung schuf nach Montesquieu die «Macht, die Macht aufzuhalten», und sie galt es zu finden, um den ewigen Kreislauf von Tyrannei und Demagogie zu vermeiden.

Dieses historische Deutungsmuster machte später für Metternich den Ablauf der Französischen Revolution plausibel: Die französische Aristokratie wollte die Macht der Monarchie brechen und diese mit Ludwig XVI. konstitutionell in der Form eines Mächtegleichgewichts zwischen König, Adel und Volk zähmen; sie scheiterte, denn das «demokratische» Volk beseitigte die Monarchie und installierte die Republik, die sich als Schreckensherrschaft entwickelte; diese entfesselte die Kräfte, welche nach einem neuen Tyrannen (Napoleon) riefen. Dessen Macht galt es nun durch die «Rekonstruktion» einer gemischten Verfassungsordnung in Europa, in Deutschland und im Habsburgerreich zu bändigen. Die Revolution von 1848 schien dann den Kreislauf von 1789 wieder in Gang zu setzen.

Es ist immer schwierig, «Einflüsse» von Lehrern auf ihre akademischen Schüler zwingend nachzuweisen. In der Regel muss man sich mit plausiblen Analogien begnügen, die im Gedankengerüst des Angeleiteten auftauchen. Zusätzlich helfen Selbstaussagen wie die Metternichs, der Vogt nachdrücklich in seinen Memoiren erwähnt, ihn sogar als seinen «Freund» bezeichnet – eine Ehre, mit der er nur wenige auszeichnete. Das machte ihn aber nicht zum bedingungslosen Adepten. Manche Ansichten, die Vogt später entwickelte, seine romantisierende Rückwendung in die germanische Geschichte, die religiöse Einfärbung seiner Geschichtsphilosophie teilte der rationale Metternich nicht. Aber die Vorstellung von der geschachtelten Konstruktion des Reiches entsprach seinem adeligen und reichsrechtlichen Erfahrungshintergrund und formulierte das konzise, was er zuvor mehr intuitiv wahrgenommen hatte.

Vogt starb 1836 als Frankfurter Senator, und Metternich erfüllte dessen letzten Willen: Vogt wollte seinem berühmtesten Schüler so nahe wie möglich sein und auf dem Johannisberg begraben werden. Am 21. Mai wurde er an der Außenmauer der Kapelle von Schloss Johannisberg beerdigt, wo sein Grab noch heute zu sehen ist. Der Staatskanzler ließ im August 1838 im Innern der Kapelle eine Gedenkplatte aus schwarzem Marmor anbringen – im Zweiten Weltkrieg wurde sie zerstört, danach aber wieder rekonstruiert. Metternichs Inschrift teilte in hell leuchtenden goldenen Buchstaben mit: «Hier wählte seine Ruhestätte Niklas Vogt – geb. zu Mainz den 6. December 1756 / verst. zu Frankfurt am 19. May 1836 – dem treuen Verfechter des alten Rechts, dem begeisterten Freund des deutschen Vaterlandes, dem eifrigen Förderer der heimathlichen Geschichte widmet diesen Grabstein sein Freund und dankbarer Schüler C. W. L. Fürst

von Metternich.»⁵⁵ Das war ein öffentliches, auch von der Presse wahrgenommenes Bekenntnis.

Alle bei Koch und Vogt erlernten Prinzipien laufen zusammen in einem «Glaubensbekenntnis», das Metternich in seinen im hohen Alter abgefassten Memoiren dort abgibt, wo er seine aktive Laufbahn 1801 beginnen lässt. Es enthalte die aufrichtig dargelegten Grundsätze, «auf welchen die Taten meines politischen Lebens beruhen».⁵⁶ Metternich erscheint hier nicht als der große «Restaurator», sondern als ein Politiker der Aufklärung und der Generation der «Kosmopoliten». Es ist frappierend, wie kongenial sich die im Studium erworbenen Anschauungen als Leitlinien des praktischen Politikers bewährten. Besonders kennzeichnend und zugleich aufregend modern klingt, mit welchem Habitus Metternich die Politik betrachtete: mit dem eines kühl analysierenden Wissenschaftlers, denn die «Politik ist die Wissenschaft der Lebensinteressen der Staaten in der höchsten Sphäre».⁵⁷ Das Erbe seiner Lehrer bekundend, schreibt Metternich, dass ihn «die moderne Geschichte» lehre; sie ist das sinnstiftende Medium, das ihm die Dinge einzuordnen und zu bewerten erlaubt.

Es gelte, so Metternich, die Sonderinteressen eines Staates mit den Generalinteressen zu vereinbaren, denn nur die allgemeinen Interessen garantierten den Staaten ihre Existenz. Das Bekenntnis ist aus dem Bewusstsein geschrieben, im Zeitalter der «Moderne» zu leben, und in ihm plädiert Metternich für ein Völkerrecht, das ein System des Gleichgewichts zu verwirklichen und die einzelnen Interessen der Staaten zu überwölben habe. Politik hatte für ihn einen moralischen Kern, der den kategorischen Imperativ Immanuel Kants – hier biblisch eingekleidet – in sich barg und der allen Politikern der bloßen Mächtemechanik und Staatsräson sowie allen Universalherrschern à la Napoleon widerstreben musste. Es lohnt, dieses fundamentale Bekenntnis hier im Wortlaut aufzunehmen und dabei den modernen sprachlichen Duktus des rückblickenden Staatskanzlers wahrzunehmen:

«Was die moderne Welt charakterisiert, was sie wesentlich von der alten unterscheidet, das ist die Tendenz der Staaten, einander sich zu nähern und in irgend einer Weise in einen Gesellschaftsverband zu treten. [...] In der alten Welt verschloss sich die Politik in die Isolierung [...]. Das Gesetz der Wiedervergeltung errichtete ewige Schranken und stiftete ewige Feindschaften [...]. Die moderne Geschichte hingegen zeigt uns die Anwendung des Prinzips der Solidarität und des Gleichgewichtes zwischen

den Staaten und bietet uns das Schauspiel der vereinten Anstrengungen mehrerer Staaten gegen die jeweilige Übermacht eines Einzelnen, um die Ausbreitung seines Einflusses zu hemmen und ihn zur Rückkehr in das gemeine Recht zu zwingen. Die Herstellung internationaler Beziehungen auf der Grundlage der Reziprozität [Gegenseitigkeit] unter der Bürgschaft der Achtung vor den erworbenen Rechten und der gewissenhaften Erhaltung des beschworenen Wortes bildet heutzutage das Wesen der Politik, von der die Diplomatie nur die tägliche Anwendung ist. Zwischen beiden [Politik und Diplomatie] besteht meiner Ansicht nach derselbe Unterschied wie zwischen Wissenschaft und Kunst.»⁵⁸

Vogt führte Metternich eine noch höhere theoretische Stufe politischer Ordnung vor Augen. Die Vision seines Lehrers gipfelte nämlich in einem «Europäischen Völkerbund», den Vogt auch «die europäische Republik» nannte.⁵⁹ Die europäischen Reiche und Nationen machten für ihn ein «großes Völkersystem aus, was durch den Geist von einerlei Sitten und Politik getrieben, zu einer allgemeinen Republik verbunden» werden sollte. Die freien und selbständigen Nationen sollten durch ein allgemeines Band geeint sein, was darauf hinauslaufe, «ganz Europa zu einer förmlichen Republik zu organisieren». Staatsgrundsatz sei dabei, keinen europäischen Staat so mächtig werden zu lassen, dass man ihm nicht mehr widerstehen könne. Das konstituierte für Vogt das «Gleichgewicht von Macht».⁶⁰ Auch diese Idee eines «Völkerbundes» für Europa hat Metternich in sein politisches Repertoire aufgenommen, wie noch zu zeigen sein wird.

Die Prägungen, die Metternich während seiner Studienzeit am Ende des Ancien Régime erhielt, standen mithin im Horizont der europäischen Aufklärung. Sie machten Metternich zum Exponenten einer Generation, die sich noch als Teil einer europäischen Community verstand. Der Adel war dabei neben den Schriftgelehrten der prädestinierte Stand, denn er wurde am spätesten nationalisiert. Die «Generation Metternich» beherrschte die hier dargestellten Werte. Diese um 1770 Geborenen vereinte die Idee der alteuropäischen Rechtsordnung, welche nicht als feudalistisches Repressivsystem begriffen wurde, sondern als eine Ordnung, in der auch den Mindermächtigen ein Recht zukam. Im Horizont der späten Reichspublizistik werden sie auch der «Generation Pütter» zugeordnet.⁶¹ Es lohnt zu erwägen, ob die erwähnte «Generation Bonaparte» ihr nicht nur durch einen Zeithorizont, sondern auch durch eine verwandte Verständnisfähig-

keit verbunden war, obwohl ihr selbst das kaum bewusst gewesen sein mag. Als Metternich einmal in einem wichtigen Gespräch mit Napoleon von seiner Eigenschaft als österreichischer Minister absah und nach einer gemeinsamen Basis suchte, nannte er sich selbst ausgerechnet vor seinem größten Gegenspieler einen «Kosmopoliten». ⁶² Diese Art, europäisch oder gar universal zu denken, teilte der Minister auch mit seinen späteren britischen Gesinnungsgenossen, welche durch die gleiche Generationserfahrung geprägt waren, unter ihnen Politiker wie Wellington und Castlereagh. Auf dem Fundament einer gleichgerichteten Revolutionserfahrung und -abwehr sowie gemeinsamer europäischer Normen betrieb Metternich ab 1815 seine vermeintlich «restaurative» Politik. Man vergisst leicht, dass dahinter ein kosmopolitischer Impetus stand. ⁶³

V. WELTKRIEG

Exposition und Steigerung 1806–1812

Der napoleonische «Weltkrieg» Mit dem Jahre 1806 öffnet sich ein neues Kapitel in der Geschichte Europas wie in der persönlichen Biografie Metternichs; es trägt hier die Überschrift «Weltkrieg». Das klingt, als solle die Vergangenheit künstlich aktualisiert werden und damit wichtiger erscheinen. Doch dieser Verdacht ist grundlos. Die neuere Forschung ist aufgeschlossener dafür geworden, «Weltkriege» auch in Epochen vor dem 20. Jahrhundert zu ermitteln. Sie entdeckt «auf der Suche nach frühen Spuren von «Globalisierung» Handlungszusammenhänge der Überschreitung: transnational, transkontinental, transkulturell».¹ Der Blick löst sich von den engen nationalen Traditionen und entdeckt beispielsweise schon im Siebenjährigen Krieg Mitte des 18. Jahrhunderts globale Dimensionen.² Merkwürdigerweise geschah das selten bei der Beschäftigung mit den napoleonischen Kriegen, obwohl es hier viel näherliegt. Der nationalliberale Gießener Historiker Wilhelm Oncken formulierte 1876 zwar einmal: «Der Weltkrieg von 1813 drehte sich um Sein und Nichtsein des preußischen Staates»,³ aber der Horizont war hier verengt auf das eine Jahr, und die Betrachtung versank überdies im Pathos der «preußischen Erhebung», welches das Gespür für das Schicksal Europas und der Welt aus dem Blick verlor. Nicht aus preußischer, sondern aus britischer Sicht erschien für Tim Blanning der im Jahre 1792 erfolgende begrenzte Aufmarsch österreichischer und preußischer Heeresabteilungen wie ein Zündfunke für einen Flächenbrand, der leicht «zu einem Weltkrieg» hätte «eskalieren» können.⁴ Dieser Gedanke wurde jedoch nicht weiterverfolgt. Erst in jüngster Zeit wurde grundsätzlicher gefragt, ob man es im Falle der napoleonischen Kriege insgesamt nicht mit einem «Weltkrieg» zu tun habe.⁵

In der Tat strahlten diese Kriege jenseits von Europa auf die beiden amerikanischen Kontinente und nach Asien aus. Dabei weisen zwei Merk-

male über die bloße geografische Dimension des Siebenjährigen Krieges hinaus, so dass der Gedanke an einen Weltkrieg noch näher liegt. Erstens zielten Napoleons Kriege auf die globale Dominanz, welche er dem britischen Empire und dem Zarenreich streitig machen wollte. Zweitens erzeugte das napoleonische Staaten- und Militärsystem nach Christopher Bayly eine «explosive Kombination von militärischer Ambition und Geldnot, die die Weltkrise seit ihrem Beginn angetrieben hatte».⁶ Seiner «Globalgeschichte» über «Die Geburt der modernen Welt» zufolge handelten die Politiker in den europäischen Großstaaten unter dem Eindruck dieser zwischen 1780 und 1820 datierten «Weltkrise», die in einem «Weltkrieg» kulminierte. Die Impulse gingen aus von der Amerikanischen und Französischen Revolution und wirkten, so Bayly, bis tief in das Binnenland jedes Kontinents: «Kairo, Moskau, Delhi, Jogjakarta [d. h. das Zentrum der indonesischen Insel Java] und Paris, alle großen und berühmten politischen und wirtschaftlichen Zentren waren von Eroberungsarmeen eingenommen worden.»⁷ Man müsste noch Wien, Berlin, Madrid, Lissabon und Rom ergänzen.

In diesem «Weltkrieg» bildete die Epoche zwischen 1806 und 1815 unter den Auspizien Napoleons und Metternichs eine Einheit. Ihr Gehalt ist definiert durch die Durchsetzung, Etablierung und Zerstörung des napoleonischen Kontinentalystems. Konkreter gesprochen umschloss das Zeitalter den endgültigen Zusammenbruch des Heiligen Römischen Reichs, den Aufbau des Rheinbundes als Allianzsystem, die Degradierung der Großmächte Preußen und Österreich im Vierten und Fünften Koalitionskrieg zwischen 1806 und 1809, den Versuch einer Degradierung des Zarenreichs im Feldzug von 1812 und schließlich die Niederringung Napoleons im Sechsten Koalitionskrieg von 1813 bis 1815. Alle Friedensschlüsse, die Napoleon auf diesem Weg einging, zählten jeweils nur als Waffenstillstand vor dem nächsten Feldzug. Das ist der Stoff dieses und der nächsten beiden Kapitel.

Die Weltkriegsepoche als Metternichs wichtigster Erinnerungsort Metternich empfand den Antritt seiner Tätigkeit als Pariser Botschafter selber als fundamentalen Einschnitt in seiner Biografie: «Im Grunde fing erst hier mein öffentliches Leben an».⁸ Das war übertrieben, schätzte aber die Tragweite richtig ein, denn in Paris hatte ihn «das Schicksal dem Manne gegenübergestellt, der zu jener Epoche die Weltangelegenheiten be-

herrschte». In all seinen rückblickenden Aufzeichnungen und schließlich in den Memoiren des Alters führen ihn Denken und Erinnerung immer wieder zurück auf das Ringen um das Schicksal Europas in den Jahren 1806–1815, ein Ringen, das er vor seinem inneren Auge als persönliches Duell zwischen sich und Napoleon betrachtete. Als absoluten Höhepunkt empfand er das beispiellose, mehr als acht Stunden dauernde weltberühmte Kräfteressen in seinem Gespräch mit Napoleon im Dresdner Palais Marcolino, als im Juni 1813 zu entscheiden stand, ob Österreich aktiv in den Krieg eintreten sollte. Welthistorisch und zugleich einzelbiografisch bildete diese Epoche für ihn eine Einheit. Aus dem Bild des «Duells» entsprang für ihn die Schlussfolgerung, dass er aus diesem Zweikampf als Sieger hervorgegangen sei. Auch deshalb überbot in Metternichs Erinnerung diese Epoche alles andere. So unzulänglich die Memoiren in der vorliegenden Edition auch präsentiert sind, spiegeln sie doch ziemlich genau wider, wie ungleich ihr Autor die verschiedenen Phasen seines Lebens gewichtete. Den 33 Jahren von der Geburt bis zum Ende der Berliner Botschafterzeit im Frühjahr 1806 schenkt er gut ein Fünftel des Textes, der Weltkriegszeit von 1806 bis 1815 mit ihren elf Jahren mehr als zwei Drittel. Die nachfolgenden 38 Jahre von 1815 bis zum letzten Datum der Aufzeichnungen 1853⁹ – betitelt als «Anbruch der Friedensära» – erhalten nicht einmal ein Zehntel. Allein die zwei Jahre 1813 und 1814, überschrieben mit «Zur Geschichte der Allianzen», nehmen knapp ein Drittel ein.

Es ist nicht so, als hätte Metternich keine Zeit für seine Memoiren gehabt. Sein hohes Alter und das Jahrzehnt außer Diensten gönnten sie ihm reichlich, und er nutzte sie, um viele – nur teilweise publizierte – Erinnerungsstücke über politische Persönlichkeiten und Ereignisse niederzuschreiben. Er war aber nicht bereit, diese Erinnerungen über 1815 hinaus zu einer geschlossenen Darstellung zusammenzuführen. Der Grund lag nicht darin, dass er diese Jahre seines Lebens im Vergleich zum zuvor Erlebten nicht für wichtig hielt, sondern es erschien ihm geradezu selbstverständlich, dass die in staatlichen Archiven liegenden Akten hinreichend darüber aufklären würden, was künftige Historiker einst zu schildern hätten. Das galt allerdings nicht für die Kriegsperiode, vor allem für die Jahre 1813/14. Sein Insiderwissen rechtfertigte in seinen Augen, gerade hier ungleich mitteilungsfreudiger zu schreiben.

21. Die Pariser Botschafterzeit 1806–1809: In der «Höhle des Löwen»

Über Metternichs Pariser Botschafterzeit sind wir so genau wie wohl über keine andere Periode seines Lebens informiert.¹⁰ Von Paris aus beobachtete und kommentierte der österreichische Gesandte auch geografisch entfernte grundstürzende Ereignisse: die Katastrophe Preußens in der Schlacht bei Jena und Auerstedt, die Bildung des Rheinbundes in Verbindung mit dem Untergang des Alten Reiches, die Degradierung seines reichsfürstlichen Hauses durch Mediatisierung, den Tilsiter Frieden, den Krieg in Spanien und den Erfurter Kongress. Ihnen gelten eigene, eingeschobene Abschnitte in diesem Kapitel, aber nur so weit, wie sie helfen, die Entwicklung von Metternichs Denken und Handeln zu erklären. Vor allem soll deutlich werden, wieweit die enge Auseinandersetzung mit Napoleon in dieser Zeit die Eigenschaften des «Strategen und Visionärs» in ihm wachrief und festigte.

Da sich für Metternich während seiner Pariser Zeit alles in dem Kraftzentrum Napoleon bündelte, muss sich auch die Darstellung seiner Biografie davon lenken lassen. Sie folgt dabei einem kritischen Leitfaden in Gestalt der Frage: Wieweit entsprachen die Prinzipien des Gesandten, sein Urteil über die Person Napoleons und dessen politische Ziele dem Bild, das er später als alternder Staatsmann davon entwarf? Trug er sich tatsächlich mit der Erkenntnis, Napoleon strebe die «Weltherrschaft» an? Und verfolgte Metternich von Anfang an konsequent das Ziel, die entstehende französische Hegemonie in Europa zu brechen?

Paris als politischer und kultureller Brennpunkt Europas Durch seinen Gesandtschaftsposten gelangte Metternich das erste Mal in seinem Leben nach Paris. Er machte damit einen Karrieresprung auf den höchsten diplomatischen Posten, den das österreichische Außenministerium zu vergeben hatte.¹¹ Diese Stadt musste bei ihm zwiespältige Erwartungen und Gefühle auslösen. Politisch und sozial betrachtet, erschien ihm die Metropole als revolutionärer Brennpunkt, von dem aus die europäische Gesellschaftsordnung zerstört werden sollte. Das Scheitern der Dritten Koalition und speziell Österreichs, wie es sich im Frieden von Preßburg manifestierte, hatten Metternich angesichts der napoleonischen Dominanz geradezu in

eine Katastrophenstimmung versetzt. Europa hatte für ihn am 2. Dezember 1805 – dem Tag der Schlacht von Austerlitz – eine neue Form erhalten. Den Einschnitt hielt er für so bedeutsam wie den 14. Juli 1789: Dieser habe ausgelöst, was nun vollbracht sei, und in seiner Zeitdiagnose verfiel er im Januar 1806, wie immer beim Nachdenken über die Geschichte und die Zukunft, in die Rolle des Visionärs, der weit über die eigene Generation hinausblickte, mitunter bis an die Grenzen des 19., einmal sogar bis ins 20. Jahrhundert: «Die Welt ist verloren: Europa brennt nun ab, und aus der Asche erst wird eine neue Ordnung der Dinge entstehen, oder vielmehr wird alte Ordnung neue Reiche beglücken. Wir erleben sie nicht mehr, die Epoche, wo Gesetze gegen blinde Herrschsucht ihre ewigen Rechte behaupten werden; eine Veränderung in der Form aller europäischen Staaten ist unvermeidlich; sie wird, sie muss eintreten; und diesen totalen Umsturz werden wir erleben.»¹²

Doch Paris hatte für einen von der Aufklärung geprägten deutschen Adeligen noch ein zweites Gesicht: Kulturell strahlte es immer noch einen Nimbus aus, der geistige Hegemonie und Vorbild bedeutete und dem sich Deutschlands Fürsten, Adelige und intellektuelle Eliten seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. verbunden fühlten. Wir haben gesehen, dass Metternich selbst als gebildeter Aristokrat durch und durch französisch sozialisiert war, durch sein Elternhaus, sein Straßburger Studium und seine Lektüre, wie auch seine Bibliothek eindrucksvoll bezeugt. Diese Prägung reichte bis in die familiären Umgangsformen hinein, da man ganz selbstverständlich auf Französisch korrespondierte, die Eheleute untereinander, die Eltern mit den Kindern, und in der Diplomatie galt das Französische ohnehin als *Lingua franca*. Für Pariser Ohren klang Metternichs Französisch «makellos».¹³

Die Berufung Schon der Ruf nach Paris verband Metternich mit der Person Napoleons, wenn auch nicht so eng, wie später oft – den Memoiren Metternichs folgend – kolportiert wurde, wenn es hieß, Napoleon habe sich ihn persönlich gewünscht. Die Vorgeschichte ist etwas verwickelter. Napoleon hatte durch Talleyrand ausrichten lassen, er wolle den ursprünglich vorgesehenen Cobenzl in Paris nicht sehen; diesen kannte er aus den Verhandlungen von Campo Formio und Lunéville als Verfechter einer antifranzösischen Koalitionspolitik unter der Ägide Russlands. Sein Name sei für Paris zu unausstehlich («odieux»). Alle Personen im Zusammen-

hang mit der «Intrige Cobenzls», welche zur Allianz mit Russland geraten hatten, betrachtete er als inakzeptabel. Er wünschte sich «jemanden aus dem Hause Kaunitz, dem wahrhaft österreichischen Hause, das lange dem französischen System verbunden war».¹⁴ Napoleon demonstrierte hier seine Macht, indem er einer fremden Regierung die Wahl ihres Gesandten diktierte. Damit stellte er zugleich klar, dass er von dem künftigen Gesandten eine enge Verständigung erwartete.

Der eigentliche Tipp, Clemens von Metternich zu wählen, ging aber von dem französischen Gesandten in Wien, Comte Alexandre de La Rochefoucauld, aus, der zuvor Diplomat in Dresden gewesen war und mit dem sich Metternich dort eng angefreundet hatte.¹⁵ Im April 1806 war die Ernennung beschlossene Sache, aber der Franzose musste Stadion noch einmal mahnen, den Pariser Posten endlich zu besetzen, so dass der Kaiser Metternich erst am 18. Mai 1806 förmlich ernannte.¹⁶ Der neue Botschafter hatte sich den Ruf eines undoktrinären, verbindlichen und klugen Verhandlungspartners erworben, auch während seiner Berliner Zeit, in der er zwar bei der Bildung der Dritten Koalition mitwirkte, dabei aber konsequent vermied, mit dem französischen Gesandten in Berlin Laforest feindselig umzugehen, der am Berliner Hof in eine Außenseiterrolle gedrängt worden war. Metternich legte in diesem Zusammenhang ein Bekenntnis zu seinem diplomatischen Ehrenkodex ab, es habe zu seinen Gewohnheiten gehört, «die Geschäftsfragen nicht mit den Personenfragen zu vermengen»; deshalb habe er seine Beziehungen zu seinem französischen Kollegen «auf einem Fuße freimütiger Höflichkeit» erhalten.¹⁷ Langfristig zahlte sich das aus, denn Laforest war der Vertrauensmann des Außenministers Talleyrand, der dann Metternichs Berufung unterstützte.

Die Instruktion vom 8. Juli 1806 war mit ihren insgesamt zehn Teilen so umfangreich wie keine zuvor.¹⁸ Sie beschrieb einen politischen Schwebezustand im Verhältnis zwischen Österreich und Frankreich, der sich aber innerhalb von zwei Wochen dramatisch verändern sollte. Drei Problemfelder ragten heraus: die Regelung offener Fragen des Preßburger Friedens, die deutsche Verfassungsfrage und Österreichs Stellung im internationalen Mächtesystem; denn in Paris sollte ein Friedensvertrag zwischen den Mächten des Dritten Koalitionskrieges – Frankreich, Russland, Österreich – geschlossen werden. Zur Vorbereitung auf seine neue Aufgabe hatte Metternich wiederum die diplomatische Korrespondenz der großen Höfe im Archiv der Staatskanzlei studiert. Stadion hielt ihm in der

Instruktion die kritische Situation der Habsburgermonarchie vor Augen, welche es angesichts der noch im Lande befindlichen feindlichen Truppen nötig mache, dem französischen Kaiser zu beteuern, man wolle mit ihm in Freundschaft und Vertrauen zusammenleben. Vor einem förmlichen Allianzvertrag wurde allerdings gewarnt, denn Napoleon verstehe unter «Allianz», dass der andere sich seinem Willen unterwerfe, wie der Schönbrunner Vertrag Napoleons mit Preußen vom 15. Dezember 1805 gezeigt habe. Gefährlich sei es aber, solche Angebote rundweg auszuschlagen. Ein vertrauensvolles Verhältnis sei erst möglich, wenn Napoleon der kaiserlichen Autorität im Reich nicht mehr schaden wolle.

Die Reichsverfassung würde, so die Instruktion, «nach dem Buchstaben des Vertrags [von Preßburg] noch immer bestehen, das Reich würde sich noch immer einer gewissen Selbständigkeit erfreuen und das Reichsoberhaupt würde noch immer seine Vorrechte, obgleich in beschränkterem Maße, ausüben und seine gesetzlichen Obliegenheiten erfüllen können».¹⁹ Frankreich habe indessen «durch seine Kreaturen und Agenten» nach dem Preßburger Frieden einzelnen Reichsständen weitere Rechte zugesprochen, es rücke «die Reichsverfassung mit jedem Tag ihrer Auflösung näher, einzelne Reichsglieder werden um ihre politische Existenz gebracht, und das Reichsoberhaupt wird täglich in seinen Gerechtsamen mehr beeinträchtigt». Es ist von Willkür des französischen Hofes die Rede. Die Ernennung des französischen Generals Murat zum Herzog von Berg und Kleve bedeute nichts anderes, als mit französischer Militärgewalt einen Fürsten in «zwei lehnbare Reichsfürstentümer» einzusetzen, während doch nur der Kaiser Standeserhöhungen aussprechen könne. Eine vergleichbare Provokation erkannte die Instruktion darin, den Kardinal Fesch – einen Onkel Napoleons – zum Koadjutor des Reichserzkanzlers zu ernennen, was hieß: die höchste Würde des Reiches ins Ausland zu verleihen. Auch über die Mediatisierung der unmittelbaren Reichsritterschaft habe der Preßburger Friede nichts entschieden; die von Bayern, Württemberg und Baden vorgenommenen Mediatisierungen seien rechtswidrig. Durch diese Rechtsverletzungen füge Frankreich wissentlich dem Reich einen «tödlichen Streich» bei. Dass der Reichserzkanzler Dalberg sie selber beantragt habe, ändere daran nichts, denn dieser habe seine Pflichten verletzt und verfassungswidrig gehandelt.

Angesichts der Machtverhältnisse zwischen dem unterlegenen Kaiser und dem siegreichen Empereur mag es grotesk erscheinen, wie Kaiser

Franz noch auf den in der Reichsverfassung begründeten Rechten beharrte. In Clemens von Metternich schickte er einen Reichsgrafen nach Paris, dem die Rechtsordnung und der Nimbus des Reiches schon allein von der Rolle seiner Familie her viel bedeuteten und der ja selbst zu den um ihre politische Existenz gebrachten Reichsgliedern zählte. Französische Macht übertrumpfte das Reichsrecht, statt dieses zu respektieren. Das zeigte sich handgreiflich an der Verdrängung militärischer Werbungen des Kaisers im Reich, welche die mit Napoleon verbundenen deutschen Mittelstaaten nun für sich beanspruchten und ihrem neuen Herren zuführten. Metternich erkannte in der Instruktion seinen eigenen Begriff von Recht wieder, wenn das französische Verhalten «aus dem von seiner [Napoleons] Willkür und Übermacht aufgestellten neuen sogenannten Völkerrecht» erklärt wurde.

Die Instruktion verweist bereits darauf, Napoleon beabsichtige möglicherweise, «dem Reiche eine ganz andere Konstitution zu geben». Der Kaiser deutet auch schon an, im schlimmsten Falle die Krone des Reiches niederzulegen. Da mutet der Auftrag fast schon naiv an, Metternich möge «ernstes Nachdenken und wenigstens einiges Gefühl des Unrechts bei Kaiser Napoleon» erzeugen. Am Ende der Instruktion beauftragte Kaiser Franz Metternich noch eindrücklich in Form einer besonderen «Resolution», «alles aufzubieten, um Napoleons Pläne auf Deutschland genau zu entdecken, jedoch auf so eine Art, dass dadurch Meine Monarchie in keine neuen Händel verwickelt werde».

Die Entstehung des Rheinbundes und Metternichs verzögerte Anreise
Metternich brach am 11. Juli 1806 von Wien auf. Wegen persönlicher Geschäfte mit einem Frankfurter Bankhaus nahm er den Weg über die Mainmetropole, bis er am 23. Juli auf französischem Boden in Straßburg von der Grenzbehörde an der Weiterreise gehindert wurde. Er erlebte hier erstmals an eigenem Leibe, wie Napoleon diplomatische Gepflogenheiten rücksichtslos verletzte, wenn er bestimmte politische Ziele durchsetzen wollte. In seinen Memoiren führte Metternich die Verzögerung darauf zurück, dass der französische Kaiser bei den Friedensverhandlungen mit Russland die Unerfahrenheit des jungen russischen Gesandten Oubril ausnutzen wollte, was ihm im Beisein des inzwischen diplomatisch kundigen Metternich nicht so leicht gelungen wäre. War diese Vermutung auch nicht falsch, so lag der tiefere Grund doch in der unerhörten Betriebsam-

keit, mit der deutsche Fürsten am Hofe Napoleons an der vermuteten Neugründung des Reiches teilhaben wollten. Der eigentliche Vertreter des Alten Reiches, also Metternich, konnte da nur stören.

Man vergegenwärtige sich, was alles geschah in den Tagen zwischen seiner Abreise am 11. Juli und der Ankunft in Paris am 2. August.²⁰ Am 12. Juli unterschrieben die Gesandten aus sechzehn deutschen Staaten den Entwurf einer Bundesverfassung, den Talleyrand ausgearbeitet hatte. Am 16. Juli waren sämtliche Minister der verbündeten Höfe in Paris versammelt, um die inzwischen vom französischen Kaiser ratifizierten Originaldokumente zu unterzeichnen. Sicher konnte sich Napoleon aber erst sein, wenn auch die Mitglieder der neuen «Confédération du Rhin» den Bundesvertrag ratifiziert hatten, was für den 25. Juli in München vorgesehen war – Grund genug, Metternich in Straßburg noch warten zu lassen.²¹ Das Ganze besaß den Charakter eines Überrumpelungsmanövers, das ohne den Hauptbetroffenen, das Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches, stattfinden sollte – für sich schon ein unerhörter Affront, den Napoleon noch zu steigern wusste: Am 22. Juli drohte er Franz II., den Krieg wieder zu beginnen, wenn er nicht die Kaiserkrone niederlege; das eröffnete er dem in Paris weilenden Sondergesandten, dem er zugleich als Ultimatum mitteilte, die Niederlegung habe bis zum 10. August zu geschehen.²² Noch am 1. August – einen Tag bevor Metternich in Paris eintraf – wurde auf dem Regensburger Reichstag die Austrittserklärung der sechzehn Alliierten aus dem Reich verlesen. Kaiser Franz fügte sich am 6. August und erklärte seine Würde als Oberhaupt des Reiches für erloschen; die Reichsstände entband er von all ihren Verpflichtungen. «Der uralte Reichsverband war damit gesprengt» (Willy Andreas). Napoleon hatte sein Ziel erreicht, man müsse «Deutschland entgliedern».²³

Die Reichsgrafen als Opfer des Rheinbundes und die Metternichs Während dieser Tage verknüpften sich einmal mehr die hohe Politik und das Schicksal des Reiches, für das Clemens von Metternich tätig war, mit dem Los des Metternichschen Hauses, um das der Vater Franz Georg kämpfte, und zwar auf dramatische Weise. Denn in Paris entschied sich auch das Schicksal der bisher regierenden reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen; wie 1802/03 ließ Franz Georg alle seine Beziehungen spielen, schrieb an Talleyrand persönlich, an den französischen Gesandten in Wien, an Außenminister Graf Stadion; dieser antwortete ihm am 3. April 1806 sogar,

lobte die patriotischen Gesinnungen Franz Georgs, überhaupt sein Eintreten für die Reichsverfassung und die Selbständigkeit des Grafenstandes und versprach «allen reichsoberhauptlichen Schutz und die möglichste Unterstützung».²⁴

Im Kampf um das «Obenbleiben» hatten auch die Reichsgrafen ihren Bevollmächtigten («Plénipotentiaire») vor Ort in Paris: den Grafen Friedrich Carl Rudolph von Waltbott Bassenheim.²⁵ Schon am 3. Juli, eineinhalb Wochen bevor die Rheinbundakte im Entwurf vorlag, konnte Bassenheim nach Wien berichten, er habe mit Napoleon selbst sprechen und darlegen können, wie wichtig es sei, die Reichsgrafen als politischen Stand zu erhalten. Aber sein Fazit lautete: «Wir sind allem Anschein nach leider dem unglücklichen Augenblick unseres politischen Endes nahe.»²⁶

Das war richtig; die Rheinbundakte erwähnte sogar eigens die Metternichs, denn «Seine Majestät, der König von Württemberg», durfte nun alle Souveränitätsrechte über die Besitzungen des Fürsten von Ochsenhausen ausüben.²⁷ An dem persönlichen Schicksal der Metternichs hingen aber noch weitere, und als ein französischer Kurier am 24. Juli die Nachricht vom bevorstehenden Austritt der Rheinbund-Konföderierten nach Regensburg brachte, brach dort am Reichstag eine Welt zusammen; der Legationskanzlist Jacob Chrétien schrieb beispielsweise verzweifelt an Franz Georg, von dem er sich als Direktor des Grafenkollegiums Hilfe erhoffte: «Endlich ist sie gekommen, die unglückliche Stunde, die beinahe die deutsche Reichsverfassung ganz auflöst, den so lang hier bestandenen Reichstag aber gar vernichtet, folglich eine ungeheure Menge Menschen schuldlos ins größte Verderben stürzt»; er selbst habe als Familienvater drei Kinder zu versorgen und sei in den jetzigen teuren Zeiten mit 400 Gulden verschuldet.²⁸

Franz Georg reagierte in seiner Hilflosigkeit scheinbar geschäftsmäßig mit einer Denkschrift, aber in einer Form, die den heutigen Leser betreffen macht, denn er vermag zunächst scheinbar keinen anderen Adressaten zu nennen als die Nachwelt. Er erinnert daran, dass seine Ahnherren seit dem 16. Jahrhundert «als freie Dynasten» Sitz und Stimme im deutschen Reichstag wahrgenommen und zwei Kurfürsten zu Mainz und Trier gestellt hätten – es waren tatsächlich drei –, und er selbst habe dem Kaiser über einen Zeitraum von 36 Jahren treu gedient. Sein Selbstverständnis, Adel aus eigenem Recht zu sein, bekundet er mit der Kritik an der «Unterwerfung an Stände, die lediglich nichts als [...] Mitstände sind» und zu

denen er auch den König von Württemberg zählte. In der Argumentation erweist sich das Promemoria als letzter verzweifelter Hilferuf, den Franz Georg an den ihm wohlbekannten Kurerzkanzler Karl Theodor von Dalberg richtete; dessen Position als «Chef» in der alten und der neuen Bundesordnung nährte in ihm die Hoffnung, dieser könne als «Bewahrer der Reichsverfassung» tätig werden. Indem er die Möglichkeiten Dalbergs gewaltig überschätzte, schlug er ihm vor, die Rheinbundverfassung zu ändern und «die Grafenkurie kumulativ als einen selbständigen konstituierenden Mitstand in den neuen Bund aufzunehmen».

Das war utopisch, hatte Napoleon sich doch selbst mit der Frage auseinandergesetzt, ob die Reichsfürsten in ihrer ganzen Unabhängigkeit belassen und eine Stimme in der Bundesversammlung des Rheinbundes besitzen sollten. Er prophezeite: Lasse man sie unabhängig, stimmten sie gegen Frankreich, denn sie seien Österreicher, oder es würde sie zu viel mit Österreich verbinden. Man könne die kleinen Fürsten nicht mit den Souveränen von Bayern, Württemberg und Baden in Einklang bringen. Das eigentliche Interesse Frankreichs liege darin, dass sich das Deutsche Reich («l'Empire Germanique») unter der Führung einer starken und mächtigen Leitung reorganisiere. Die beiden Königreiche und das Großherzogtum könnten sich ihre Usurpation nicht auf rechtllichem Wege durch die kaiserliche Reichsautorität legitimieren lassen; sie verdankten ihren Besitz allein Napoleon und seien deshalb ihm verpflichtet.

Es ging Napoleon bei den kleinen Reichsfürsten freilich nicht ums Prinzip: Als souveräne Staaten überlebten solche Herrschaften wie Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Isenburg-Birstein, Ahremberg und von der Leyen – warum also nicht auch die Metternichs? Napoleon erinnerte Talleyrand im April 1806 an die Dritte Koalition von 1805 und an deren Teilnehmer Österreich, Russland, beinahe auch Preußen, aber vor allem England, denen kein Opfer zu groß sei, um Frankreich zu demütigen. Das Ganze krönte er mit der Feststellung: «Es ist unmöglich, dass der Fürst von Metternich, der ganz österreichisch ist, und der von Fürstenberg, der ganz österreichisch ist, in Schwaben bleiben» – man muss hinzufügen: als unabhängige Fürsten.²⁹ Hier wird deutlich, warum Clemens von Metternich vor Antritt seines neuen Gesandtenpostens mit Recht um die Existenz des Habsburgerreiches fürchtete, wenn Napoleon schon in diesem Punkt so bedenkenlos und willkürlich nach eigenem Ermessen verfuhr.

Bisher war unbekannt, wie der Sohn zur politischen Lobbyarbeit seines Vaters im Dienste der Reichsfürsten und -grafen stand und ob er überhaupt dessen Pläne zur Kenntnis nahm.³⁰ Franz Georg sollte noch im Umfeld des Wiener Kongresses als der exponierte Sprecher der Mediatisierten hervortreten. Es wird gar vermutet, Clemens habe sich so sehr dem Spiel der großen Politik und dem Staatsinteresse Österreichs verschrieben, dass er die Belange der Mediatisierten nicht sonderlich förderte.³¹ Wir wissen nunmehr, dass Metternich sich in dieser Frage eng mit seinem Vater austauschte.

In Paris befand er sich nun an der Quelle der Informationen über die Geschehnisse, welche auch das Schicksal seines Hauses lenkten, und in deren Zentrum agierte Talleyrand, der gerade den Wortlaut der Konföderationsakte ausarbeitete. Am Tag nach seiner Ankunft in Paris, dem 3. August, suchte der neue Gesandte Talleyrand auf und berührte dabei auch den heiklen Punkt, dass der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches und nicht der österreichische Kaiser ihn ernannt hatte. Er schrieb seinem Vater bei der ersten sich ergebenden Möglichkeit, zwei Tage nach seiner Ankunft.³² In Paris hatte er erfahren, welche offiziellen Erklärungen sein Vater in Regensburg zu erwarten hatte, nämlich «dass unser Los entschieden ist. Wenn der Akt, der unsere politische Existenz vernichtet, eine durch und durch unerhörte Monstrosität ist, so ist es um nichts weniger grauenvoll, dabei das Opfer zu sein. Es ist eine Tatsache, dass unser persönliches Schicksal nicht trauriger sein könnte; unter den neuen Souveränen ist Württemberg der schlimmste. Es reicht zweifellos, sich davon zu überzeugen, dass es besonders dieser Hof ist, der die Angelegenheiten dorthin gebracht hat, wo sie jetzt sind.» Später urteilte Metternich noch drastischer über die «Chicanen» des württembergischen Königs: «Wir sind im Augenblick schlimmer dran als der letzte Bauer im Königreich Württemberg».³³ Er nahm hier eine Klage vorweg, welche der württembergische «rote» Standesherr Constantin von Waldburg-Zeil später mit seinem geflügelten Wort noch drastischer in die Welt setzte: «Lieber Sauhirt in der Türkei als Standesherr in Württemberg».³⁴

Schon jetzt mahnte der Sohn zu einem Schritt, der dann erst im Jahre 1825 erfolgen konnte: das württembergische Ochsenhausen zu verkaufen. Stattdessen solle man nach einem Territorium mit fortbestehender Souveränität innerhalb des habsburgischen Kaiserreiches Ausschau halten. Clemens wies seinen Vater auch auf einen sie unmittelbar betreffenden heik-

len Punkt hin: Wollte man die Güter an Interessenten außerhalb des Rheinbundes verkaufen, müsse man sie vorab dem württembergischen König anbieten, wie es der Artikel 27 der Rheinbundakte vorschrieb.

Noch erheblich stärker kränkte die disziplinarische Kuratel: die Residenzpflicht. Kein Fürst, der innerhalb des Rheinbundes seine Herrschaften besaß, durfte im Dienst einer «dem rheinischen Bunde fremden Macht» stehen (Art. 7). Ebendas aber traf auf Franz Georg und in der kommenden Erbfolge auch auf seinen Sohn Clemens zu. Dies ließ der württembergische König Friedrich I. in einem persönlichen Brief den frisch mediatisierten Franz Georg von Metternich in verletzender Weise wissen; er verlangte, Franz Georg müsse die Würde eines kaiserlich-königlichen wirklichen geheimen Rats und Konferenzministers in Wien niederlegen, denn er sei nicht befugt, an fremden Höfen zu dienen, wenn er zugleich in einem Rheinbundstaat begütert sei.³⁵ Clemens beteuerte gegenüber dem Vater, er werde in dieser Sache tun, was er könne. «Wolle Gott», schreibt er, «dass ich nicht bei einem Unternehmen scheitere, das mehr als schwierig ist!» Er übernehme dabei die Prinzipien aus den Memoranden, welche Legationssekretär Rieff, der Syndikus Franz Georgs, zusammengestellt hatte. Das beweist, dass Clemens sich aktiv mit den von seinem Vater erstellten Materialien zur Mediatisierung auseinandersetzte.³⁶

Beide Metternichs konnten allerdings die Augen nicht davor verschließen, dass sie auf einem hohen Niveau klagten. Franz Georg wurde durch eines der erarbeiteten Memoranden belehrt: Der ehemals reichsunmittelbare Adel blieb weiter «privilegierter Stand», wie sogar die Rheinbundakte formulierte. Konkret hieß das: Alle existierenden Haus- und Familienverträge, Fideikomnisse, Sukzessionsordnungen und Erbverträge blieben unangetastet. Der innerste Kern des Adels blieb erhalten. Aber auch sein Status als Stand mit Herrschergewalt lebte nach 1806 fort. Die Rheinbundakte verbürgte der neuen Klasse der «Standesherrn» weiterhin beträchtliche Hoheitsrechte: die niedere und mittlere Zivil- und Strafrechtspflege, Forst- und Ortspolizei, Jagd- und Fischereirechte, Berg- und Hüttenwerke, Zehnt- und Feudalabgaben, das Patronatsrecht über die Kirchen und eine eigene Strafrechtspflege für den Adel. Heinz Gollwitzer sprach angesichts dieses Bündels fortbestehender «Herrschafts- und Feudalrechte» (Rheinbundakte, Art. 27) treffend von einer in den deutschen Staaten fortbestehenden «Unterlandesherrschaft».³⁷

Die erste Begegnung mit dem Empereur: ein bleibender Eindruck Als Metternich am 3. August 1806 seinen Antrittsbesuch bei Talleyrand machte, übergab er ihm auch sein Beglaubigungsschreiben. Wie ernst es das neue französische Kaiserreich mit den Fragen der Zeremonie und Etikette nahm, erfuhr er durch den «Grand-Maitre des Cérémonies», Graf Louis-Philippe de Ségur. Dieser hatte schon den Bourbonen als Gesandter in St. Petersburg und Berlin gedient und bereitete Metternich nun auf das wieder eingeführte große Zeremoniell vor, das der neue Botschafter bereits bei seiner Antrittsaudienz bei Napoleon erleben sollte.³⁸

Wir haben gelernt, symbolische Formen der Herrschaft in der Frühen Neuzeit nicht als sekundäres Beiwerk zur «eigentlichen» Verfassung zu begreifen, wie es in der älteren Verfassungsgeschichte üblich war; im Gegenteil suchte die Institution des römisch-deutschen Kaisertums als integraler Teil einer vielgliedrigen Ordnung, «mit symbolischen Mitteln das Geschehen von vornherein unter seine Regie zu bringen, um sich erfolgreich als Richter und Schlichter, als Oberhaupt und höchste Autorität darzustellen».³⁹ Napoleon gewährte Metternich die Antrittsaudienz exakt zu jenem Zeitpunkt, als die symbolische Konkurrenz zwischen dem «Empereur» und dem «Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation» gerade entschieden war. Metternich war am Tag der Antrittsaudienz, dem 10. August, bereits darüber informiert, dass Franz II. die Kaiserwürde des Alten Reiches abgelegt hatte. Seine Instruktion für Paris beharrte allerdings noch darauf, sich bei Napoleon als «Ambassadeur de Sa Majesté l'Empereur des Romains et d'Autriche» einzuführen. Der Zeremonienmeister beschied ihm jedoch, Napoleon wünsche ihn nur als Botschafter des Kaisers von Österreich zu empfangen.

Am 10. August also trat Metternich im Audienzsaal des Schlosses von St. Cloud Napoleon das erste Mal persönlich gegenüber – in dem Schloss, das Ludwig XVI. für seine Gemahlin Marie Antoinette erworben hatte und wo der Erste Konsul sich am 18. Mai 1804 zum Kaiser der Franzosen hatte ausrufen lassen. Metternich leitete in seiner späteren Beschreibung der Audienz aus der Art, wie sich Napoleon darin inszenierte, zugleich ein Charakterbild her. Er, der von den Kaiserkrönungen von 1790 und 1792 noch wusste, was Symbolik in echter Tradition politisch bedeutete, registrierte als kritischer Beobachter, wie historisch beglaubigte Formen Napoleon als Maskerade dienten, um einen imperialen, übernationalen Herrschaftsanspruch zu legitimieren.

Metternich hat die Szene 1820 in einem besonderen Essay geschildert: Napoleon stand in der Mitte des Raums, umgeben vom Außenminister und «sechs anderen Persönlichkeiten seines Hofes». ⁴⁰ Da es sich um das große Zeremoniell handelte, wird man in ihnen die Repräsentanten der Hofämter erkennen können: den Erzkanzler (Jean-Jacques Régis de Cambacérès), den Erzkämmerer (Charles-François Lebrun), den Großmarschall des Palastes (Géraud Christophe Duroc), den Großstallmeister (Armand de Caulaincourt), den Großmeister der Jagd (Louis-Alexandre Berthier) und den Großmeister der Zeremonien (Séjour). Napoleon war in die Infanterieuniform der Kaiserlichen Garde gekleidet und trug einen Hut auf dem Kopf. Der in Zeremonialangelegenheiten sensible Metternich empfand Letzteres als unpassend, denn die Audienz fand nicht öffentlich statt. Für einen Augenblick war er verunsichert und fragte sich, ob er seinerseits nicht auch den Kopf bedecken müsse. Die Kopie der alten kaiserlichen Erzämter leibhaftig vor Augen, empfand er den Hut zusätzlich als deplatzierte Anmaßung, welche den «Parvenu» verriet; hier gebraucht Metternich diese Charakterisierung, die er sonst vermied. Sie attestiert dem Kaiser mangelnde standesgemäße «Ebenbürtigkeit», wie man derlei in Adelskreisen nannte.

Der Gesandte erkannte hier eine psychologische Schwäche, welche Napoleon, so sehr er sich mühte, vor dem Adligen aus uraltem Geschlecht nicht verbergen konnte. Sie lag darin, dass der französische Kaiser nicht zu seiner einfachen Herkunft stand, sondern sich mit dem Glanz des Adels schmücken wollte. Sein Gebaren verriet Befangenheit und sogar Verlegenheit. Im Gegensatz zu heutigen Versuchen, Napoleons Körpergröße für durchschnittlich zu erklären, nahm Metternich ihn als klein und vier-schrötig wahr («sa figure courte et carrée»). ⁴¹ An einer späteren Stelle seines Essays gibt er sich überzeugt, Napoleon hätte große Opfer gebracht, «um seine Körpergröße zu erhöhen und seine Erscheinung zu veredeln». Er sei bevorzugt auf den Zehenspitzen gegangen und habe den Körper in einer Art bewegt, als kopiere er die Bourbonen. ⁴² Napoleon gab hier einen Grundzug seines Charakters zu erkennen, den Hang, sich selbst zu inszenieren und in eine Rolle zu schlüpfen. Vieles offenbarte diese Eigenschaft: etwa das bekannte Porträt, das Ingres von ihm in vollem Ornat auf dem Kaiserthron gemalt hatte, ebenso dessen Neigung, auf Maskenbällen verkleidet zu erscheinen; seine Kostüme lebten dabei, wie Metternich beobachtete, vom Kontrast der Extreme: Sie waren entweder extrem schlicht –

in der Uniform des einfachen Soldaten – oder extrem prächtig, etwa im Ornat. Um seine gestische Ausdrucksfähigkeit zu steigern, hatte Napoleon sich bei dem berühmten Schauspieler François-Joseph Talma in bestimmten Posen unterweisen lassen, wie Metternich weiterhin zu berichten weiß. Selbst seine verbalen Auftritte gegenüber der Öffentlichkeit, besonders seine Armeebulletins über siegreiche Schlachten, waren sorgsam fingiert; als Metternich Napoleon darauf hinwies, habe er lachend erklärt, die Bulletins seien nicht für ihn geschrieben, sondern für die Pariser, die alles glaubten. Hierzu passte, dass er die Pariser als Kinder betrachtete und Paris mit einer «großen Oper» verglich.⁴³ Auch die Propaganda diene mithin dem von ihm geschaffenen Gesamtkunstwerk, um seine Herrschaft ideologisch zu begründen. Metternich durchschaute sein Gegenüber von Anfang an als Meister der «Rolle und Maske» (Gottfried Eisermann), und dieses Wissen vermittelte ihm eine heimliche Überlegenheit im Umgang mit Napoleon.⁴⁴

Die Kleidung erschien Metternich bei dieser ersten Audienz als «gewöhnlich» («ignoble»),⁴⁵ nichtsdestoweniger aber mit dem Bestreben, den Anschein von Größe zu erwecken. Wie ein moderner Entwicklungspsychologe nahm der Gesandte an sich selbst den «Primacy-Effekt» wahr, das Phänomen also, dass die ersten Eindrücke das Urteil oft dauerhaft beeinflussen.⁴⁶ So verhielt es sich für ihn beim Auftritt Napoleons. Denn dieses erste Bild sei ihm stets und selbst in den hitzigsten Begegnungen mit dem französischen Kaiser im Bewusstsein gegenwärtig gewesen. Die in seinem Geiste immer präsenste Vorstellung eines vor dem Reichsgrafen um Größe und Ebenbürtigkeit ringenden «Parvenus» entzauberte für ihn den Menschen, vor dem die ganze Welt zitterte.

Dennoch herrschte zwischen beiden gegenseitige Faszination: Für Napoleon lag sie in der ihm ungewohnten Erfahrung, einen ihm intellektuell ebenbürtigen, selbständigen Geist vor sich zu haben, welcher es wagte, ihm zu widersprechen, und den er um dessen Habitus, Weltläufigkeit und Herkunft beneidete. Für Metternich war es das von vielen empfundene Charisma eines Mannes der Tat und der unbändigen Willenskraft. In seiner Tendenz, die Zukunft immer mitzubedenken, ahnte Metternich aber bereits, dass die «seltenen Geistesgaben», die er Napoleon unbestritten zuschrieb, diesen nicht hindern würden, trotz aller zeitweilig bedrohenden Allmacht auf den eigenen Untergang hinzuarbeiten.⁴⁷

Metternichs Erinnerungen an Napoleon folgten keineswegs einer

«feindseligen Einstellung».⁴⁸ Aber er verherrlichte ihn auch nicht. In seinen Briefen äußerte er sich vielfach über die mörderischen Folgen der napoleonischen Kriegspolitik, von denen er in Dresden 1813 sogar Napoleon gegenüber offen sprach. In seinem Essay, den er 1820, ein Jahr vor Napoleons Tod, verfasste, durchleuchtet er sein ehemals bekämpftes Gegenüber ohne Vorurteil, distanziert, emotionslos und scharfsichtig. Mehrfach und gleichbleibend über die Jahre hinweg bewertet er Napoleon als «Genie», das Eigenschaften vereinte wie Scharfsinn, schnelle Auffassungsgabe, eine extreme Kombinationsgabe, um Ursachen einzuschätzen und Folgen vorauszusehen, dazu ein besonderes Gespür für Menschen, die für ihn nützlich sein konnten. Die Gespräche mit Napoleon übten auf Metternich einen für ihn schwer zu definierenden Zauber («charme») aus. Napoleon vermochte komplexe Gesprächsgegenstände von allem unnützen Beiwerk zu befreien und auf den springenden Punkt zu bringen; er fand immer den richtigen Begriff für die Sache, und dort, wo der Sprachgebrauch versagte, erfand er ihn neu. Angesichts der Fülle seiner Ideen und der Leichtigkeit seiner Rede wusste er geschickt das Wort an sich zu reißen, und eine seiner wiederkehrenden Phrasen lautete: «Ich weiß, was Sie wollen; Sie wünschen zu diesem Ziel zu kommen, also, gehen wir geradezu auf die Frage los.»⁴⁹ Währenddessen hörte er die Bemerkungen und Einwände, welche man an ihn richtete. Er nahm sie auf, debattierte sie, wies sie gegebenenfalls zurück. Metternich hatte dabei aus seiner eigenen Sicht nie eine Hemmung, das auszudrücken, was er für wahr hielt, selbst wenn es seinem Gegenüber nicht gefiel.

Metternich nimmt in seinem Essay auch die oft gestellte Frage auf, ob Napoleon von Grund auf gut oder böse gewesen sei. Auch hier urteilt er wie ein Psychologe, weil er sich nicht auf die Ebene der Moral begibt, sondern versucht, analytisch zu erklären. Deshalb hält er die Fragestellung für unangemessen; er beschreibt Napoleon vielmehr als gespaltene Persönlichkeit. Dieser habe zwei Gesichter: Privat sei er zwar nicht liebenswürdig, aber nachgiebig und umgänglich, ein guter Sohn und Vater, mit Eigenheiten, die man aus italienischen Bürgerfamilien kenne. Er habe Exzesse im Familienkreis geschlichtet und seinen Schwestern nichts abschlagen können. Seine Gemahlin Marie-Louise schloss irrigerweise gar aus Napoleons Gebaren, er sei ihr so verfallen, dass er sich von ihr lenken lasse. Als Mann des Staates dagegen duldete der Kaiser nach der Beobachtung Metternichs keinerlei Gefühl an sich;

er entschied nichts aus Leidenschaft oder Hass. Seine Feinde habe er vernichtet oder beiseitegeschoben, ohne auf anderes Rücksicht zu nehmen als die Notwendigkeit oder das Interesse, sich ihrer zu entledigen. War das erreicht, vergaß er sie und verfolgte sie nicht.⁵⁰ Erfüllt von der Mission, die Interessen eines großen Teils von Europa zu vertreten, sei er nicht vor dem unermesslichen individuellen Leid zurückgeschreckt, das er durch die Ausführung seiner Pläne in Kauf nahm wie ein in Schwung versetzter Streitwagen, der zermalmt, was ihm auf dem Weg entgegentritt.⁵¹ Er habe keine Rücksicht auf die genommen, welche sich nicht in seine Obhut begeben, das hieß: sich ihm nicht unterworfen hatten, ja, er bezichtigte sie der Dummheit. Unempfindlich für alles, was jenseits seiner geistigen und politischen Route lag, habe er sich weder im Guten noch im Bösen mit ihnen befasst. Seine derart gesplattene Persönlichkeit ließ ihn nur bei den kleinen bürgerlichen Missgeschicken und Erschütterungen im Familien- und Freundeskreis mitfühlen.

Ein Vorfall bestätigt diese von Metternich beschriebene Dissonanz zwischen Privatem und Öffentlichem. Als der Kaiser die unter unbändigen Schmerzen gebärende Marie-Louise sah, flüchtete er leichenblass ins Nachbargemach und gestand später: «Um diesen Preis verlange ich mir keine Kinder mehr.»⁵² Gegenüber dem politisch erzeugten Unglück und menschlichen Leid blieb er demgegenüber gleichgültig bis zur Menschenverachtung.⁵³ Wohltaten und Gunstbeweise verteilte er nach dem Kalkül, wie nützlich die Empfänger ihm sein konnten. Auch Napoleon selbst bestätigte die Persönlichkeitsspaltung, welche Metternich an ihm beobachtete. In einem Gespräch mit seinem 1813 berufenen Justizminister Louis-Mathieu Molé bekannte er vor den großen Feldzügen dieses Jahres: «Glauben Sie nur nicht, dass ich nicht auch, wie die anderen Menschen, ein fühlendes Herz [*de cœur sensible*] habe. Ich bin sogar ein ganz guter Mensch [*un assez bon homme*]. Aber seit meiner frühesten Kindheit habe ich mich daran gewöhnt, diese Saite zum Schweigen zu bringen, und nun bleibt sie stumm.»⁵⁴

Vor allem die Eigenschaft der Berechnung erkannte Metternich auch in Napoleons Adelspolitik, die keineswegs nur dem Gefühl mangelnder Ebenbürtigkeit entsprang. Er beobachtete die Stiftung eines neuen Adels sowie die damit verbundene Selbstbereicherung und Umverteilung besonders hellichtig, da er zu den Enteigneten gehörte, welche die Mittel zu dem neuen Reichtum beizusteuern hatten (was er nicht aussprach). Bereits

im Jahre 1808 hatte er erstaunlich detaillierte Informationen darüber, wie der neue Adel Napoleons funktionierte und wie sich die neue Elite in Europa bereicherte. Er sah die dunkle Seite des napoleonischen Systems, an welchem in der historischen Würdigung sonst oft der Kontrast zum Ancien Régime, also die bleibende «Modernisierung», hervorgehoben wird: «Europa ist gejagt, vergewaltigt worden, und auch im gegenwärtigen Augenblick [1808] macht man auf es Jagd; Ehrgeiz, Eitelkeit, Habsucht: all die Antriebe der Seele werden bei den Komplizen des großen Zerstörungswerks ins Spiel gebracht. Man befriedigte viele damit, aber man befriedigte sie nicht alle; in der Folgezeit braucht es Köder, und man geht sie überall zu suchen, wo man sie findet, und das System, Beute an Kollaborateure auszuteilen, hat im Gefolge der Geschichte zu viele Beispiele, als dass sie Napoleon hätten entgehen können.»⁵⁵

Marschall Ney hatte Metternich persönlich mitgeteilt, dass er 500 000 Livres an Pacht und Renten aus seinen ihm überlassenen Gütern bezog – in Italien, Polen, Westfalen und Hannover. Schon die Erzämter waren fürstlich dotiert: Der Erzkanzler Cambacérès bekam jährlich 150 000 Francs «ad perpetuum» aus Parma, verbunden mit der Herzogwürde, ebenso viel wie der Erzkämmerer Lebrun als Herzog von Piacenza. Zeremonienmeister Ségur, Champagny, der 1807 Außenminister wurde, und der Erste Sekretär Maret – der «Herzog von Bassano» – erhielten jeder zwischen 50 000 und 100 000 Francs Einkommen aus Gütern in Westfalen und Hannover. Man vermute, so Metternich 1808, dass der Herzogtitel auch dem Großmarschall des Palastes Duroc, dem Großstallmeister Caulaincourt und dem Leiter der Geheimen Polizei Savary zgedacht sei. Wie Europa ausgebeutet wurde, verraten die Regionen, aus denen die in den Herzogstand erhobenen Marschälle Napoleons ihr Einkommen bezogen: Augerau wurde Herzog von Castiglione und Masséna, Ney von Elchingen, Davout von Auerstedt, Duroc von Friaul, Caulaincourt von Vicenza, Oberst Arrighi, der Vetter Napoleons, von Padua und Junot von d'Abrantès.

Ganz nach der Methode des Alten Reiches schuf Napoleon für seine Gefolgsleute erbliche Titel, überließ ihnen Lehen und Majorate für ihre Familien. Hinzu kamen die Gratifikationen für die Kaiserliche Garde, und zwar an alle Offiziere eine immerwährende, auf die Nachkommen in direkter Linie übertragbare Pension – 2000 Francs für den Hauptmann, 1000 für den Leutnant, 500 für den Unterleutnant. Napoleons imperiale

Herrschaft habe, berichtet Metternich, nicht nur bis zur Weichsel gereicht, sie habe auch Macht und Mittel der unterworfenen Souveräne geschmälert, die unter seinem Schutz in den Provinzen des großen Empire herrschten. Er habe seine Macht vergrößert, indem er ebendiesen Reichtum in die Hände französischer Untertanen gab, welche dadurch zu den reichsten Eigentümern in den Staaten des Rheinbundes wurden. Metternich sah das «Génie de Napoleon» darin, wie dieser die neuen Chancen der Bereicherung ergriff, um andere an seine Person, seine Erben und an die Weite seiner Eroberungen zu binden. Im Rückblick auf den Dritten Koalitionskrieg stellte Metternich fest, Napoleon habe alle damit verbundenen Maßnahmen so ergriffen, dass er nun über eine immense Masse an Domänen verfügen könne. Hier führte Metternich einmal mehr konkret vor Augen, was er unter dem Umsturz der alten Gesellschaftsordnung verstand und warum er die Französische Revolution mehr eine soziale als eine politische nannte.

Das französische Kaisertum Es ist unbestreitbar, dass in der bisherigen Forschung viel zu wenig berücksichtigt worden ist, was das Alte Reich in der Biografie Metternichs bedeutete. Wie sehr er ihm sein Selbstwertgefühl und seine gesellschaftliche Sozialisation als europäischer Kosmopolit verdankte, wie sehr er in dessen vielgliedrigem und verschlungenem Rechts-erbe verwurzelt war, dürfte durch seinen bisher beschriebenen Werdegang augenfällig geworden sein. Man macht es sich aber zu einfach, wollte man nur den «Einflüssen» nachspüren, welche sich wie in einem einspurigen Bachbett in ein Leben ergießen. Am Hofe des Neukaisers Napoleon im ehemals revolutionären Paris veränderte sich für den historisch kundigen und zugleich zeitbewussten Beobachter Metternich das Alte Reich zu einem Kaleidoskop, d. h. zu einem Medium, dessen ursprünglich symmetrische Ordnung nur noch durch die sich spiegelnden Einzelteile sichtbar wird, wobei sich durch wechselnde Anordnungen dieser Einzelteile das Muster stets ändert. Für Metternich zerfiel das Reich nun in ein Neben-, Mit- und Gegeneinander von mindestens sechs Elementen, mit denen er sich in Paris allesamt konfrontiert sah; das waren: 1. die große historische Reichstradition, die er an den Universitäten in Straßburg und Mainz studiert hatte, 2. die gelebte Reichstradition, an der er während der Kaiserkrönungen in Frankfurt mitgewirkt hatte, 3. das politisch noch lebendige Reich der Habsburger, welches seit 1792 Krieg gegen die französischen

Revolutionstruppen führte, eingebettet in eine alteuropäische Koalition, 4. das Reich als Schutzschirm seiner gräflichen Familie und Herrschaften, 5. das Reich, dem als einer der höchsten Beamten der eigene Vater diente, und 6. schließlich das zu einer «Confédération du Rhin» umgewidmete Reich mit dem Kaiser der Franzosen als «Protektor». Dieser definierte sich als Nachfolger Karls des Großen und schuf sich in der Person von Dalberg eine Brücke der Kontinuität, indem er diesen letzten Reichserzkanzler, den Inhaber des wichtigsten Kurfürstentums im Alten Reich, zum Oberhaupt («Fürstprimas») des neuen Rheinbundes machte.

Was bedeutete also das Alte Reich für Metternich noch? Da er alle diese Facetten wahrnahm und zugleich die zerstörerische Zentrifugalkraft der Landesfürsten im Reich kennengelernt hatte, hielt er es – anders als sein Vater – für ausgeschlossen, es noch zu retten oder in späterer Zeit einmal wiederzubeleben. Ihm diente es lediglich noch als Projektionsfläche, auf der er sein Konzept eines kommenden «Deutschland» entwickeln konnte. In der Zeit zwischen 1806 und 1815 musste ihn dabei vor allem herausfordern, wie Napoleon sich an jenes alte übernationale Reich anlehnte und sich seiner Elemente bediente.

Napoleon verwickelte Metternich mit Vorliebe in Diskussionen über historische Themen. Sie enthüllten sein historisches Halbwissen, zugleich aber eine außergewöhnliche Begabung, Ursachen einzuschätzen und Folgen vorherzusehen. Was er nicht wusste, vermochte er zu erraten, wobei Personen und Ereignisse stets durch seinen besonderen Geist getönt wurden. Dabei kam er immer wieder auf dieselben Zitate zurück, welche er aus einer kleinen Zahl von Werken, insbesondere aus historischen Abrissen, entnommen hatte, und hier bevorzugt aus den Passagen über die heroischen Momente der antiken und der französischen Geschichte. Seine Helden waren Alexander, Caesar und vor allem Karl der Große. Wörtlich berichtet Metternich: «Die Behauptung, der Sache und dem Recht nach dessen [d. h. Karls] Nachfolger zu sein, beherrschte ihn in einzigartiger Weise. Ich habe gesehen, wie er sich mit mir in endlose Diskussionen verlor, um dieses merkwürdige Paradox durch die allerschwächsten Argumente abzustützen. Es war offensichtlich meine Eigenschaft als Botschafter Österreichs, welche mir seine Hartnäckigkeit in diesem Kapitel einbrachte.»⁵⁶

Napoleon erblickte in Metternich nämlich die Verkörperung des Alten Reiches und glaubte, ihn deshalb umso mehr überzeugen zu müssen. Met-

ternich sprach zu Recht von einem Paradox, das selbstverständlich auch Napoleon nicht verborgen blieb: Wie konnte man in einer Tradition stehen, wenn man wie Napoleon erwartete, nach einer einzigen verlorenen Schlacht den Thron verlieren zu können? Der Empereur hatte selbst bekannt: «Eure Herrscher, geboren auf dem Throne, können sich zwanzigmal schlagen lassen und doch immer wieder in ihre Residenzen zurückkehren; das kann ich nicht, ich, der Sohn des Glückes. Meine Herrschaft überdauert den Tag nicht, an dem ich aufgehört habe, stark und folglich gefürchtet zu sein.»⁵⁷ Metternich kam zu der Einsicht, kaum jemand habe so wie Napoleon gefühlt, wie unsicher und anfällig («*précaire et fragile*») eine Autorität wirke, die kein Fundament besitze.

Trotzdem ließ Napoleon keine Gelegenheit aus, im Angesicht von Metternich gegen die Meinung zu protestieren, er habe den französischen Thron als Usurpator okkupiert. Dieser sei vakant gewesen, weil Ludwig XVI. es nicht verstanden habe, ihn zu behalten. Nach dem Sturz des Königs habe sich die Republik des französischen Bodens bemächtigt, das Königtum und den Thron beseitigt: «Der alte Thron war begraben unter seinen Trümmern; ich musste einen neuen begründen. [...] Ich bin so neu wie das Empire; folglich sind das Empire und ich eine vollkommene Einheit.»⁵⁸ Mit den historischen Versatzstücken baute Napoleon eine Kulisse für seine Bühne, auf der er sich als Kaiser darstellte. Die moderne Geschichtsschreibung nennt das «*invention of tradition*» (E. P. Thompson).

Wie wenig Napoleon im Zusammenhang mit Karl dem Großen tatsächlich daran dachte, das alte Deutsche Reich fortzuführen oder wiederzubeleben, offenbarte er, als er einmal Metternich gegenüber den ehemaligen Reichserzkanzler und jetzigen Fürstprimas des Rheinbundes Dalberg verspottete, nachdem er diesen aus einer Audienz entlassen hatte. «Dieser Mann ist voll von leeren Träumereien. Er quält mich fortwährend, ich solle die Verfassung von dem, was er das deutsche Vaterland nennt, herstellen. Er will sein Regensburg haben, seinen Reichskammergerichtshof samt allen Traditionen des alten Deutschen Reiches. Er hat wieder von diesen Albernheiten zu sprechen versucht, aber ich habe kurz abgeschnitten.»⁵⁹ Napoleon verriet hierbei das «Geheimnis» seiner Herrschaft: Die Kleinen in Deutschland wollten geschützt werden vor den Großen, die Großen aber nach eigenem Gutdünken herrschen. Er selbst wolle von der «Föderation» nichts als Menschen und Geld, und die könnten nur die Großen liefern. Deshalb lasse er diese in Ruhe, und

die Kleinen sollten sehen, wie sie zurechtkämen. Das bekannte Napoleon Metternich gegenüber schon zu der Zeit, als dieser seinen Pariser Gesandtschaftsposten gerade angetreten hatte. Der ehemalige Reichsgraf wusste, was sein eigener Stand künftig von Napoleon zu erwarten hatte: nichts, von den neuen Herren wie dem Württemberger aber alles, und das verhiess nichts Gutes.

Noch mehr verblüffte Napoleon mit der Idee, seine oberste Autorität aus göttlichem Ursprung herzuleiten. Er bezog sich dabei auch auf den habsburgischen Kaisertitel «von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser». ⁶⁰ Dazu kommentierte Napoleon nach Metternich: «Dieser Brauch ist schön und selbstverständlich. Die Gewalt kommt von Gott, und nur dort allein ist sie unerreichbar für die Menschen. Von dort werde ich zu gegebener Zeit denselben Titel übernehmen.» ⁶¹ Das geschah in der Tat schon im November 1807, als Napoleon die Verfassung für das Königreich Westphalen mit dieser Formel einleitete: «Wir Napoleon, von Gottes Gnaden und durch die Constitutionen, Kaiser der Franzosen, König von Italien und Beschützer des Rheinischen Bundes». Dabei sei Napoleon, so Metternich, nicht sonderlich religiös gewesen. Der Katholizismus als Kult sei ihm vorteilhaft als Mittel erschienen, um Ruhe und Ordnung in der moralischen Welt zu wahren. Auch in seinem Umgang mit der Religion kam also, wie in seinem Umgang mit der politischen Macht, den Menschen generell und der publizistischen Öffentlichkeit, Napoleons Überzeugung zum Ausdruck, diese seien nicht als Wert für sich, sondern nur in ihrer instrumentellen Funktion zu betrachten. Deshalb ist es auch glaubhaft, wenn Metternich meint, dass Napoleon seine Vorbilder nicht in den Autoren der Aufklärung suchte, schon gar nicht in Voltaire, gegen den er eine Abneigung hegte, sondern in dem Propheten neuzeitlicher Machtpolitik, der auch schon Friedrich II. fasziniert hatte: in Niccolò Machiavelli. ⁶²

Schon die Instruktion Metternichs für Paris rechnete mit der Doppelseichtigkeit napoleonischer Unterwerfung, denn er habe ebenso die Revolution wie den europäischen Kontinent überwältigt. Metternich erschien er «als die Fleisch gewordene Revolution», ⁶³ zugleich war er ihm der «geborene Eroberer, Gesetzgeber und Verwalter». ⁶⁴ In einem ihrer intimen Gespräche offenbarte der Kaiser dem Gesandten: «In der Jugend war ich aus Ignoranz und Ehrgeiz revolutionär. Im Alter zur Vernunft gekommen, bin ich ihrem Rat und meinem Instinkt gefolgt und habe die Revolution zertreten [«écrasé»].» ⁶⁵

Alles in allem ist festzuhalten: Der österreichische Gesandte befand sich zwischen 1806 und 1813 gegenüber dem französischen Kaiser in einer einzigartig privilegierten Lage. Es war eine «jahrelange und direkte Berührung – eine Berührung, wie keine zweite zwischen Napoleon und einem Nicht-Franzosen stattgehabt» habe.⁶⁶ Dadurch konnte Metternich die selbstgestellte Aufgabe verfolgen, «dass die Analyse dieses personifizierten Produktes der Revolution mir notwendigerweise Aufschluss darüber geben werde, wie dieser Mann von so niederem Ausgangspunkte sich zu solcher Höhe erschwigen konnte».⁶⁷ Wie Metternich in seinem Essay von 1820 an sein Untersuchungsobjekt heranging, erwies ihn als einen Adepten der historisch-kritischen Methode seiner Lehrer Koch und Vogt. Er schuf Distanz und Unparteilichkeit gegenüber seinem Gegenstand, indem er suchte, «die Bedingungen, auf denen seine Existenz beruhte», zu erwägen.

Damit beantwortete er zugleich die Frage nach Napoleons Größe. Es genüge nicht, große Eigenschaften wie Stärke, Gewalt und Überlegenheit hervorzuheben, mit denen Napoleon in kürzester Zeit aus dem Nichts aufgestiegen sei. Metternich kritisiert, man habe viel unnütze Gelehrsamkeit darauf verwendet, Napoleon mit einem großen Vorgänger zu vergleichen, um ihn besser zu verstehen, ob es nun die Helden der Antike waren, die barbarischen Eroberer des Mittelalters oder ein Usurpator vom Zuschnitt eines Cromwell. Die «Manie der [historischen] Parallelen» verfälsche die reale Historie. Damit würde man einen Menschen aus dem Rahmen herauslösen, in welchem er sich befunden, und aus dem Zusammenspiel der Umstände, unter denen er agiert habe. Die Besonderheit der Zeiten und Situationen verbiete alle Analogien.

Um über das «Genie» Napoleon zu urteilen, bedürfe es eines Maßstabs für dieses Zeitalter. Vollkommen distanziert stellt Metternich gegenüber, wie das Urteil vom Standpunkt abhängt. Wer die Ära der Französischen Revolution für die strahlendste und glorreichste in der «modernen Geschichte» halte, für den nehme Napoleon einen Platz als einer der größten Männer ein, die jemals hervorgetreten seien. Wer dagegen meine, er sei nichts gewesen als ein Meteor, der sich aus dem Nebel einer allgemeinen Auflösung erhoben habe, der um sich herum nur Trümmer einer sozialen Ruine gefunden habe, hervorgerufen durch den Exzess einer falschen Zivilisation («fausse civilisation»), der nichts anderes zu tun gehabt habe, als schwachen Widerstand und ohnmächtige Rivalen zu bekämpfen, blinde Leidenschaften und untereinander zerstrittene Gegner zu überwinden, für

den bestehe keine Gefahr, «die Idee seiner Größe zu übertreiben». Den Gedanken der «invention of tradition» vorwegnehmend und in Anspielung auf Napoleons Adels- und Kaiserinszenierungen konstatiert Metternich: «Die Materialien, aus denen es [das Gebäude] bestand, waren nichts als Trümmer aus anderen Gebäuden, die einen verfault, die anderen ohne inneren Zusammenhalt. Der Schlussstein ist abgehoben worden, und das Gebäude stürzte vom Dach bis auf den Boden zusammen.»⁶⁸

Deshalb ist Metternichs Frage begründet, ob «es eine gute Eingebung Napoleons war, als sein Wunsch mich zu Funktionen berief, die mir ermöglichten, seine Vorzüge zu würdigen, aber auch seine Fehler kennenzulernen, welche ihn zuletzt ins Verderben geführt und Europa von dem Drucke befreit haben».⁶⁹ Im späten Rückblick erschien es dem Staatskanzler so, als habe Napoleon mit seiner Berufung nach Paris den Keim zum eigenen Sturz gelegt. Die folgende Geschichte von Metternichs politischem Leben folgt letztlich der für den Biografen spannenden Frage, ob Metternichs einzigartiges Insiderwissen aus dem persönlichen Umgang mit dem Empereur zwischen 1806 und 1813 ihn zu einer langfristigen Strategie befähigte, die zum Sturz der napoleonischen «Universalmonarchie» führte.

Jena und Auerstedt (14. Oktober 1806): Preußens versäumte Lehre aus der Schlacht bei Austerlitz Napoleons Beeinflussung der deutschen Verhältnisse zu verfolgen und tunlichst dabei sein Urteil geltend zu machen waren die beiden Hauptaufgaben Metternichs in Paris; eine weitere lautete, den Umgang Napoleons mit den anderen europäischen Mächten genau zu beobachten und möglichst daraus zu folgern, welche nächsten Schritte der französische Kaiser im Sinn hatte, gerade auch gegenüber der Habsburgermonarchie, die nur eine Kugel in dessen großem Billardspiel darstellte. In den drei Jahren seiner Gesandtenzeit blickte Metternich dabei in alle alten und neu entstehenden großen Konfliktfelder des Kontinents: das traditionsreiche spanische Bourbonenreich, das Preußen des großen Friedrich und seiner weniger großen Nachfolger, das durch zahlreiche Kriege erschütterte Osmanische Reich, das riesige Russische Reich unter seinem jungen, ehrgeizigen Zaren Alexander, das britische maritime Weltreich und Italien, die Halbinsel, auf der sich die Interessen sämtlicher Großmächte – Preußen ausgenommen – kreuzten. Alle diese Reiche und Regionen wurden Teil einer imperialen Politik Napoleons, deren mögliche Ratio Metternich ergründen musste. Dies sollte das große überwölbende

Thema seiner Pariser Botschafterzeit werden, dem sich alles unterzuordnen hatte.

Dabei ist zu bedenken, dass der Schock von Austerlitz im politischen Bewusstsein Metternichs eine Wetterscheide darstellte. Zuvor war seine Erkenntnis, wie sich eine «Universalmonarchie» durch eine einvernehmliche Politik des europäischen Gleichgewichts verhindern lasse, eher theoretisch begründet. Austerlitz aber lieferte ihm einen Erfahrungsunterricht, dem er die Konfession seiner künftigen Außenpolitik verdankte. Eine Macht wie das napoleonische Frankreich ließ sich demgemäß nur durch eine starke und konsequent einige Koalition der anderen Großmächte besiegen und zurückbauen. Bis 1815 blieb dies sein unverrückbares Mantra; das Scheitern einzelner Mächte im Krieg mit Napoleon bestätigte ihm immer wieder aufs Neue, wie recht er hatte. Ganz frisch unter dem Eindruck von Austerlitz stehend, schrieb er noch von Berlin aus im Januar 1806 an Friedrich Gentz:

«Ich bin mit einigen 30 Jahren alt geworden [Metternich war zu diesem Zeitpunkt beinahe 33]; meine letzten 3 Jahre gelten für Schlussfolgerungen mehr als 30 aus jedem Drittel andrer Jahrhunderte genommen; ich habe die Dinge zu nahe gesehen; ich kenne Preußen und Russland wie Österreich, ich habe die Extrakte der englischen Politik genossen; und was soll retten, wenn Hilfe nicht aus der engsten Vereinigung dieser Mächte entspringt! [...] Und doch wäre eine solche Vereinigung notwendig, um den Koloss des ganzen vereinten Südens und Westens von Europa zu stürzen. Ich sage zu *stürzen*, denn mit *Widerstehen* ist bei so bewandten Umständen niemals geholfen [...]; man wollte dem Manne *Schranken setzen*, ihn *umzäunen*; erobern musste man ihn wollen, zerstören und zerstückeln sein Reich. – Wer nicht erobern will, wird erobert. – Zu dieser ewigen Wahrheit hat uns *der einzige Mensch in Europa, der tätig will*, einen schrecklichen Beleg geliefert.»⁷⁰

Dieses Bekenntnis darf man durchaus als Programm verstehen, welches Metternich als das optimale bis 1815 konsequent im Blick hatte, auch wenn er vorübergehend zahlreiche – von außen fälschlich als opportunistisch gewertete – Konzessionen gegenüber Napoleon machen musste. Er verfolgte gleichsam eine prinzipiengeleitete Realpolitik, welche auf lange Sicht keinen Kompromiss mit dem Usurpator zuließ. Wie diese Erklärung offenbart, lag der Grund in der Person Napoleons, in dessen unbezähmbarem und nicht zu stillendem Drang, seine Macht zu erweitern.

Am 16. September 1806, sechs Wochen nach seiner Ankunft in Paris und knapp vier Wochen vor der Schlacht bei Jena und Auerstedt, erklärte Metternich den Krieg zwischen Preußen und Frankreich für unvermeidlich, hielt aber die Hohenzollernmonarchie für nicht hinreichend vorbereitet. Aus seiner Berliner Zeit kannte er ja die inneren Verhältnisse. Gerade jetzt erinnerte er wieder an die Lehre von Austerlitz und verband sie, auf Preußen zielend, mit dem Vorwurf: «Da man im Jahre 1806 Charakter zeigt, warum hat man dann 1805 nicht Europa gerettet?»⁷¹ Den kommenden wie jeden folgenden Krieg beurteilte Metternich nicht lediglich als bilateralen Konflikt, sondern als Krise des Gesamtsystems: «Wir sind an dem Moment einer für ganz Europa abscheulichen Krise.»⁷² Fast könnte man denken, er nehme eine Kritik an Österreichs Kriegsabenteuer von 1809 vorweg, wenn er die unkoordinierte Art beanstandete, wie der preußische König sich in einen Krieg warf, der «keine Sache der Berechnung, sondern vielmehr die Wirkung einer Aufwallung» sei.⁷³

Folgerichtig musste das ganze Unternehmen scheitern. Zwar trat eine Koalition zwischen Russland, Preußen und England – die Vierte – gegen Napoleon an. Aber diesem gelang es, sie zu sprengen: Für Preußen wurde die katastrophale, keineswegs unvermeidliche Niederlage bei Jena und Auerstedt zum Inbegriff für militärische Unentschlossenheit, unkoordinierte Kriegsführung unter den Alliierten und schlechte Kommunikation zwischen den einzelnen Truppenteilen. England verharnte im Kriegszustand, Preußen und Russland jedoch, nach Napoleons Taktik jeweils einzeln und nacheinander bekriegt, schlossen im Juli 1807 in Tilsit jedes für sich einen bilateralen Frieden mit Napoleon, und das zu vollkommen ungleichen Bedingungen.

Der Doppelfrieden von Tilsit (7./9. Juli 1807): Universalmonarchie statt Mächtekoncert Metternich sah durch die zwischen Napoleon und dem Zaren ausgehandelte Verständigung das bisherige System der europäischen Pentarchie vollkommen zusammenstürzen, weil im Tilsiter Frieden vom 9. Juli 1807 Napoleon und der Zar die Einflussphären auf dem Kontinent untereinander aufteilten und damit die Balance der fünf Großmächte außer Kraft setzten, nicht zuletzt, indem sich Russland der Kontinentalsperre anschloss. Seit 1794 hatte Metternich gelernt, in globalen Zusammenhängen zu denken. Nun beobachtete er, wie Napoleon die neue Konstellation glänzend und hochsymbolisch inszenierte, indem er sich mit

Alexander zu den Friedensverhandlungen in Tilsit auf einem Floß in der Mitte der Memel (Niemen) traf, wo die Einflusssphären der beiden Global Player aufeinanderstießen: «Man baut ganz Europa um. Zwei Reiche, das eine im Okzident und das andere im Orient, sind im Begriff, die kleinen konföderierten Staaten um sich zu versammeln, damit sie ihnen jeweils wechselweise als vermittelnde Mächte dienen.»⁷⁴

War der Friedensvertrag der beiden Großmächte auf Augenhöhe, schloss Napoleon mit Preußen am 7. Juli gleichfalls in Tilsit einen Unterwerfungsvertrag, der Preußen auf ein Drittel seines Territoriums verkleinerte und zu der riesigen Kontributionszahlung von 120 Millionen Francs verpflichtete. Metternich urteilte gegenüber Stadion zu Recht, die Hohenzollernmonarchie sei aus der ersten Reihe der Mächte abgestiegen zu den Staaten dritter Ordnung. Dadurch sei auch Österreichs Lage wesentlich verschlechtert. Der Rheinbund umschließe es von beiden Seiten, und jeder militärische Konflikt mit Frankreich wäre per se ein Zweifrontenkrieg zwischen Weichsel und Inn. Hier begannen Metternichs permanente Warnungen vor einem bilateralen Krieg mit Frankreich, welche es nicht erlauben, ihn als Kriegstreiber darzustellen, als der er für 1809 immer noch gilt.

Man kann nicht genug die Eigenart der Metternichschen Gesandtschaftsberichte hervorheben; statt als Mittelsmann bloß Sachverhalte auszutauschen und Materialien einzusenden – was er auch tat –, entwickelte er politische Panoramen, in denen er die Optionen der österreichischen Staatsführung genau definierte. Er prophezeite, dass die Verhältnisse in Europa den Keim innerer Zerstörung bereits in sich trügen. Die Wiener Regierung müsse nur auf den richtigen Augenblick warten, denn das ganze System ruhe auf dem Leben eines einzigen Mannes, der keine Vorstellungen über seine Nachfolge besitze.

Nicht erst der Aufstand Spaniens im Jahre 1808 brachte in den Augen Metternichs die Wende. Den großen «politischen Fehler» Napoleons, d. h. den Anfang seines Sturzes, erblickte der Gesandte (nicht erst im Rückblick, sondern schon in seiner zeitgenössischen Wahrnehmung) im Tilsiter Frieden. Das Urteil von der Zeitenwende vertiefte er in seinen Memoiren, wo er feststellte, dass Napoleons Niedergang «zum großen Teil die Folge der falschen Vorstellung war, die er sich über die vollständige Erschöpfung der preußischen Macht gebildet hatte».⁷⁵ Das «unermessliche Gebäude» Napoleons habe keine Beständigkeit und Dauer erlangt, weil die Bedin-

gungen des Tilsiter Friedens «hart und überspannt» waren. Metternich stand nicht allein mit seiner Einschätzung. Auch Außenminister Talleyrand, der für mildere Bedingungen plädiert hatte, meinte, dass Napoleon in Tilsit begann, den Bogen zu überspannen: «Napoleon hatte gesiegt, glänzend gesiegt; er triumphierte also und war deshalb unerbittlich. Er lebte in einem Taumel von Ruhm und Größe wie nie zuvor.»⁷⁶

Indirekt stellte Metternich mit seinem Urteil den preußischen Reformen und der innewohnenden Fähigkeit, alle gesellschaftlichen Kräfte im Widerstand gegen Napoleon zu vereinen, ein gutes Zeugnis aus. Er verband diese Einsicht mit seinem Fundamentalsatz, nur eine einige Koalition der übrigen Mächte könne Napoleon zu Fall bringen: «Den Fehler, den Preußen beging, da es 1805 [d. h. vor Austerlitz] seine Kräfte nicht mit denen Österreichs und Russlands vereinigte, erneuerte es noch durch seine Schilderhebung im Jahre 1806; und doch verdankt man diesen gehäuften Fehlern eben in letzter Reihe die Befreiung Europas von dem Joche, das Napoleons Eroberungsgeist ihm auferlegt hatte.»⁷⁷

Der Vertrag von Fontainebleau (10. Oktober 1807): erste Erfahrungen mit Napoleons Verhandlungsstil Eine Aufgabe Metternichs in Paris lautete, noch offene Fragen des Friedens von Preßburg definitiv zu klären. Hier hatte er erstmals auf höchster Ebene eigenverantwortlich für Österreich zu verhandeln. Im Wesentlichen musste der Grenzverlauf zwischen dem von Napoleon «erfundenen» neuen Königreich Italien und dem österreichischen Territorium vertraglich fixiert werden. Dabei machte Metternich seine erste Erfahrung damit, wie rücksichtslos Napoleon mit einem schwächeren Partner umsprang und dabei die elementare Regel des Völkerrechts verletzte: das Gebot der Ebenbürtigkeit oder «Reziprozität», wie er sie in seinem diplomatischen Glaubensbekenntnis nannte.⁷⁸ Er habe niemals mehr Hinterhältigkeit und Schamlosigkeit bei derart undurchschaubaren Verhandlungen erlebt.⁷⁹ Immer wieder sei er mit neuen Forderungen und ungerechten Unterstellungen konfrontiert worden. Napoleon habe ihm rundweg direkte Gespräche verweigert und alles über seinen Außenminister Champagny abgewickelt. Dieser legte eine Landkarte vor, in welcher Napoleon eigenhändig einen Grenzverlauf entlang des Isonzo eingetragen hatte und über die es nichts mehr zu diskutieren gebe.

Metternich versuchte auf dem Umweg über den italienischen Gesandten Graf Ferdinando Marescalchi, Napoleon zu beeinflussen. Er klagte

über die Franzosen: «Sie verlangen alles und wollen nichts geben», aber der Italiener warnte ihn, er kenne genug seiner Landsleute, die Napoleons Begehrlichkeit auf Triest wecken könnten und wollten. Dieser einzige Zugang Österreichs zur Adria lag wie ein Keil zwischen dem neuen Königreich Italien und den neuen Erwerbungen Napoleons in Dalmatien. Zu drohen fiel Napoleon leicht, denn seine Truppen standen noch in Österreich. Marescalchi riet, so schnell wie möglich dem vorgeschlagenen Grenzverlauf zuzustimmen, bevor solche neuen Forderungen auf dem Tisch lägen. Metternich urteilte dazu, Napoleon kenne kein Maß und habe seine Maske vollständig fallen lassen.

Trotzdem erblickte der Gesandte in dem Verhandlungsergebnis auch gewisse Vorteile für Österreich; denn Napoleon betrachtete es als den Beginn einer neuen Ära der beiderseitigen Beziehungen, die nunmehr vom Geist der Verständigung geprägt seien. In der Tat befand sich Österreich gegenüber Frankreich das erste Mal in einer Lage, in der Grenzen und Besitzstand vollständig geklärt waren und Napoleon nichts mehr zu fordern hatte. Dieser wünschte sogar für die Zukunft eine Allianz,⁸⁰ was Metternich mit Sorge betrachtete, weil er dahinter sogleich die Absicht vermutete, Österreich für die Zwecke Frankreichs militärisch in die Pflicht zu nehmen.

Die Kontinentalsperre (21. November 1806): Napoleons Weg zur «Universalmonarchie» Um den Kontinent zu erobern, benötigte Napoleon eine gewaltige Kriegsmaschinerie. Die französische Militärmacht hielt zeitweise zwei Millionen Mann in Waffen, rekrutiert aus den revolutionären Massen, den Truppen der Satellitenstaaten – der sogenannten Alliierten – und aus Legionären, die sich von Napoleon Profit oder, wie zahlreiche Polen und Italiener, nationale Einheit und Freiheit erhofften. Um den Krieg zu finanzieren, konnten Napoleons Heere allerdings kaum mehr die versprochene Freiheit bringen, weil sie von den «ingeschüchterten oder eroberten Territorien» Entschädigungen, Kontributionen und Naturalleistungen fordern mussten und reiche Städte geradezu plünderten – wie Metternich im Falle Frankfurts schon im Oktober 1792 erlebt hatte.⁸¹ Um die Erträge der an England verlorenen Überseekolonien auszugleichen, benötigte Frankreich außerdem «die Kontrolle über die europäischen Ökonomien» (Christopher A. Bayly).⁸² Die sollte die am 21. November 1806 in Berlin proklamierte und Ende 1807 in Mailand noch erweiterte Kontinen-

talsperre leisten, welche die Einfuhr sämtlicher englischer Güter auf das europäische Festland verbot. Auf dieses Mittel war Napoleon noch mehr angewiesen, nachdem die Royal Navy unter Nelson im Dritten Koalitionskrieg in der Schlacht von Trafalgar (21. Oktober 1805) der vereinigten französisch-spanischen Flotte eine verheerende Niederlage beigebracht und die britische Seeherrschaft unanfechtbar gemacht hatte.

Den Briten die globale Dominanz zu entwenden blieb auch weiterhin Napoleons Ziel; er wollte sie durch einen Wirtschaftskrieg zwingen zu kapitulieren. Auch deshalb versuchte er, den Kontinent so hermetisch wie möglich vor englischen Warenlieferungen abzuschließen. In Frankreich war dieses Programm durchaus populär, weil es die lästige englische Konkurrenz beseitigte, einen riesigen Wirtschaftsraum schuf und insgesamt der französischen Ökonomie einen gewaltigen Entwicklungsschub versetzte.⁸³ England geriet darüber bereits 1808 in eine schwere Krise, in der auch soziale Unruhen ausbrachen. Den Preis mussten freilich auch die Staaten zahlen, welche sich der Sperre verweigerten, denn Napoleon überzog sie mit Krieg, zunächst Portugal, später auch Russland.

Mit dem Tilsiter Vertrag von 1807 vermochte Napoleon noch, den Zaren in das System der Kontinentalsperre einzubeziehen. Für Portugal bedeutete dies freilich schon bald Krieg; Metternich konnte das mit eigenen Augen beobachten, als er am 2. August 1807 beim großen Diplomateneingang hörte, wie Napoleon gegenüber dem portugiesischen Gesandten Don Lorenzo de Lima drohte: «Das kann so nicht weitergehen; wir brauchen Frieden oder Krieg.»⁸⁴ Frieden bedeutete dabei so viel wie, sich der Kontinentalsperre anzuschließen. Napoleon forderte, Portugal habe sofort seine Häfen für englische Waren zu sperren, alles englische Eigentum zu beschlagnahmen und alle Engländer wie Kriegsgefangene festzusetzen, gleich welchen Alters oder Geschlechts sie seien. Der portugiesische Prinzregent war wohl bereit, die Häfen zu schließen, weigerte sich aber, unschuldige Personen zu verhaften, weil das gegen die Menschenrechte verstoße.

Metternich wurde bei diesem Thema erstmals persönlich mit Napoleons unbändigem Eroberungswillen konfrontiert. Zunächst hatte ihm Champagny das Begehren Napoleons nach der «Universalmonarchie» mitgeteilt; da England der Souverän der Meere sei, halte der Kaiser den Zeitpunkt für gekommen, der Herrscher des Kontinents zu werden («le dominateur du continent»). Jeder, der sich widersetze oder nur den geringsten

Widerstand leiste, werde vernichtet, doch da er im Einvernehmen mit Russland handle, werde das niemand wagen. Bei der großen Audienz vom 15. Oktober 1807 richtete Napoleon sich erneut direkt an den portugiesischen Gesandten: «Wenn Portugal nicht macht, was ich will, wird das Haus Bragança in zwei Monaten nicht mehr in Europa regieren.»⁸⁵

Das brachte eine neue bedrohliche Note in die napoleonische Politik, denn sie begann, andere Staaten nicht mehr nur zu degradieren, sondern deren Herrscherhäuser zu beseitigen, wie alt diese auch sein mochten. Um der Forderung nach der Kontinentalsperre noch mehr Nachdruck zu verleihen, drohte der Kaiser, er dulde keinen englischen Gesandten in Europa, er werde jeder Macht den Krieg erklären, die noch englische Botschafter empfangen, und 300 000 alliierte Russen stünden zu seiner Verfügung. Metternich urteilte kühl, das Ungestüm Napoleons und sein Durst nach Universalherrschaft würden keine Grenzen mehr kennen.

Nach der Kriegserklärung an Portugal schickte Napoleon unter dem Befehl seines Generals Junot Truppen, die auf dem Wege durch Spanien am 30. November 1807 Lissabon erreichten, und erklärte das Haus Bragança für abgesetzt. Prinzregent Johann floh mit seinem ganzen Hof nach Brasilien. In Portugal eröffnete sich für Napoleon ein weiterer Kriegsschauplatz, weil sich hier ein Jahr später die Briten unter Wellington festsetzten, bis zum Ende der napoleonischen Herrschaft Widerstand leisteten und Napoleons Truppen schließlich 1813 von der ganzen Iberischen Halbinsel vertreiben konnten.

Napoleons Krieg gegen Spanien: der Schock für Europas gekrönte Häupter Mit großer Sorge und Aufmerksamkeit verfolgte Metternich, wie sich Napoleons Expansionswille auf die Pyrenäenhalbinsel richtete. Spanien war 1795 dem Basler Frieden beigetreten, hatte ein Jahr später eine Allianz mit Frankreich geschlossen und stand in den nachfolgenden Jahren an dessen Seite, selbst 1805 bei der verheerenden Niederlage gegenüber den Briten in der Seeschlacht von Trafalgar. Am 27. Oktober 1807 hatte man in Fontainebleau einen Vertrag geschlossen, der regelte, wie das besiegte Portugal zwischen beiden Staaten aufgeteilt werden sollte. Junots Truppen marschierten deshalb im vollen Einverständnis mit der spanischen Regierung durch das Land, um Portugal einzunehmen.

Eine Palastintrige am spanischen Hof bot Napoleon jedoch den willkommenen Anlass, im eigenen Interesse in Spanien zu intervenieren und

dort die politischen Verhältnisse auf den Kopf zu stellen. Ausgangspunkt war der Versuch des Infanten (Kronprinzen) Ferdinand, den regierenden Premier Manuel de Godoy, einen Günstling des politisch untätigen Karl IV. und Liebhaber der Königin, abzusetzen. Napoleon lud alle Angehörigen der königlichen Familie zu einer Schlichtung auf Schloss Marracq nach Bayonne im französischen Baskenland nahe der Atlantikküste. Als am 2. Mai 1808 französische Soldaten in Madrid den jüngeren Bruder Ferdinands, Francesco, zu dem Treffen abholen wollten, versuchten Aufständische, dies zu verhindern. Die dabei getöteten französischen Soldaten ließ Marschall Murat am folgenden Tag durch ein Blutbad rächen. Daraus erwuchs wie ein Flächenbrand der bis 1813 dauernde spanische Widerstandskampf gegen Napoleon.

Der spanische Kriegsschauplatz, der einen großen Teil von Napoleons militärischen Kräften band, sollte fortan Metternichs politische Kombinationen stark beherrschen, wenn er erörterte, wie stark die französischen Kräfte in der Mitte des Kontinents noch sein mochten. Zunächst aber erregte ihn die Art und Weise, wie Napoleon in Bayonne Karl IV. unter Androhung von Gewalt gezwungen hatte, ihm die Krone zu übergeben. Der französische Kaiser war durch einen «Staatsstreich» (Jean Tulard) «mit listiger Tücke und brutaler Gewalt» (August Fournier) an sein Ziel gekommen; am 6. Juni 1808 übertrug er dann die spanische Krone seinem Bruder Joseph.⁸⁶ Selbst Talleyrand distanzierte sich in seinen Memoiren von diesem «Attentat», wie er sagte: «Wenn jemals ein Unternehmen glücken musste, wo Verrat und Hinterlist alles vorher reiflich erwogen und die Fallen geschickt aufgestellt hatten, so war es hier».⁸⁷ Schon am 9. August 1807 hatte Napoleon dem Wunsch seines Außenministers zum Rücktritt nachgegeben, behielt ihn aber weiter als politischen Berater, so auch auf dem nachfolgenden Fürstenkongress zu Erfurt. Als Talleyrand versuchte, Napoleon von dem «Attentat» abzuhalten, und ihn offen warnte, er würde in der Öffentlichkeit «als Dieb und Betrüger» erscheinen, befahl dieser, die spanische Königsfamilie in Talleyrands Renaissanceschloss Valençay östlich von Tours auf Kosten des Besitzers einzuquartieren. Seit diesem Vorfall datierte eine wachsende Entfremdung Talleyrands gegenüber Napoleon.

Die Vertreibung der Bourbonen vom Throne Spaniens alarmierte Metternich deshalb so sehr, weil der französische Kaiser auf dem Weg der Etablierung seines «Kontinentalsystems» in Europa nicht nur traditionsreiche Dynastien bedenkenlos beiseitefegte, sondern sie zugleich durch eine eigene

dynastische Politik ersetzte. Er schuf so ein neues System der Legitimation, in welchem möglichst Mitglieder seines eigenen Familienclans herrschen sollten, etwa sein Bruder Louis als König der Niederlande (ab Mai 1806), Joseph als König von Neapel (ab März 1806) und dann Spanien (ab Juni 1808) und sein Schwager Murat als König von Neapel (ab Juli 1808); in Neapel wie in Spanien waren zuvor die Bourbonen vertrieben worden. Sein Bruder Jérôme erhielt das neu gebildete Königreich Westphalen (August 1807); ihm fielen die deutschen Kurfürsten von Hannover und Hessen-Kassel sowie der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel zum Opfer. Napoleons Stiefonkel Kardinal Joseph Fesch wurde zum Koadjutor Dalbergs, des rheinbündischen Fürstprimas (1806), seinen Adoptivsohn Eugène de Beauharnais machte der französische Kaiser zum Vizekönig von Italien (1805).

Seiner dynastischen Politik verlieh Napoleon außerdem eine ideologische Dimension, welche den Systemwechsel noch gefährlicher erscheinen ließ. Das hatte er in seinem berühmten Brief vom 15. November 1807 an Jérôme kundgetan. Dieses Manifest des napoleonischen Imperialismus hatte zugleich revolutionäre und missionarische Kraft und bedrohte damit zusätzlich die Dynastien des alten Europas: «Ihr Volk muss sich einer Freiheit, einer Gleichheit, eines Wohlstandes erfreuen, die den übrigen Völkern Deutschlands unbekannt sind! [...] Die Völker Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Spaniens wünschen Gleichheit und aufgeklärte Ideen! Ich, der ich seit vielen Jahren die Angelegenheiten Europas in Händen habe, hatte oft Gelegenheit, mich zu überzeugen, dass das Murren der Privilegierten mit der Volksmeinung im Widerspruch stand. Seien Sie ein konstitutioneller König! Und wenn es Ihnen die Vernunft und Aufgeklärtheit Ihres Jahrhunderts nicht geböten, so müssten Sie es doch aus weiser Politik sein. Sie werden dadurch große Macht in der öffentlichen Meinung und eine natürliche Überlegenheit über Ihre Nachbarn gewinnen, die alle absolute Fürsten sind.»⁸⁸

Freilich wurde diese wohlklingende Propaganda in allen genannten Staaten konterkariert durch eine politische Polizei, durch die Zensur und die Selbstbereicherung der neuen Elite. Metternich, der Kenner des alten Europa, durchschaute das frühzeitig. Man muss sich einmal konkret vor Augen halten, wie viele alte Fürsten in wie kurzer Zeit zwischen 1805 und 1808 gegen neue Erbmonarchen ausgetauscht wurden, um sich in die Befindlichkeit Metternichs im August 1808 hineindenken zu können. Wer

sollte da noch an einem größeren Plan Napoleons zweifeln? Welche verbliebene Macht würde das nächste Opfer sein? Diese Fragen stellte sich der Gesandte fortwährend. Napoleon bestärkte Metternichs Zweifel noch, indem er mit ihm scheinbar vertraulich darüber beraten wollte, wie das Osmanische Reich aufzuteilen sei. Spätestens danach und wenn die spanische Erhebung niedergeschlagen sei, gehe es – so mutmaßte Metternich – an die Existenz der Habsburgermonarchie «als eine seinen neuen deutschen Verbündeten in Aussicht zu stellende Beute».⁸⁹

In einer besonderen Audienz am 25. August 1808 wandte sich Napoleon mit einem Gestus scheinbarer Vertraulichkeit an Metternich und diskutierte die Kriegsfrage, da er genau darüber informiert war, wie Österreich seit April begann, sein Heer neu zu organisieren und eine Landwehr aufzubauen. Richtig bemerkte er, ohne Russland als Alliierten könne es keinen Krieg wagen, und das Verhältnis zum Zarenreich sei schlecht. Und dann sprach er ohne Umschweife aus: «Geben Sie zu, es sind die spanischen Angelegenheiten, die Ihnen Angst bereiten; Sie sehen sich bereits umgestürzt, wie ich diesen Thron umgestürzt habe.»⁹⁰ Auch wenn Napoleon diesen Verdacht danach sofort zu entkräften suchte, musste es schon als bedrohlich erscheinen, dass es allein in seinem Ermessen lag, über die Existenz des habsburgischen Throns zu entscheiden. Er behauptete, er habe den Thron der Bourbonen okkupiert, weil diese seine persönlichen Feinde seien. «Sie und ich können nicht zur selben Zeit Throne in Europa innehaben. Die anderen Dynastien haben nichts mit der Ihren gemeinsam; ich mache einen großen Unterschied zwischen dem Haus [Habsburg-] Lothringen und dem der Bourbonen.»⁹¹

Die Bourbonen-Frage brachte Metternich in eine heikle Zwickmühle, denn Napoleon verlangte von Österreich, sowohl Joseph in Spanien als auch Murat in Neapel als legitime Herrscher anzuerkennen. Metternich bemerkte gegenüber Stadion, das sei nach allen Rechtsmaßstäben undenkbar und nicht einmal unter dem Vorwand eines Rechts der Eroberung gerechtfertigt, denn beide Throne seien nicht vakant gewesen (so argumentierte Napoleon in seinem eigenen Falle wegen der vorausgegangenen Hinrichtung Ludwigs XVI.). Aber wolle man ablehnend argumentieren, müsse man zuvor diejenigen Mächte in Europa tadeln, welche Napoleon an der Stelle Ludwigs XVIII. anerkannt hatten. «Das war die erste, die große Usurpation; alle anderen waren nichts als die logische Folge.»⁹² Deshalb schlug Metternich vor, keine Angriffsfläche zu bieten und aus

pragmatischen Gründen die neuen Könige von Napoleons Gnaden anzuerkennen. Der Zar war Österreich darin übrigens schon zuvorgekommen. Metternich wollte allerdings als Gegenleistung für die Anerkennung heraushandeln, dass alle Diskussionen über die österreichischen Rüstungen aufhörten und die freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich erneuert würden. Kaiser Franz und Stadion ließen sich aber nicht auf seinen Vorschlag ein, der ihnen als Tabubruch vorkam.

Der Erfurter Fürstenkongress (27. September – 14. Oktober 1808) und die drohende Einkreisung Österreichs In höchstem Maße sah sich Metternich alarmiert, als Napoleon nach seiner Rückkehr vom siegreichen Spanienfeldzug für den Herbst 1808 ein erneutes Treffen – wie ein Jahr zuvor in Tilsit – mit dem Zaren in Erfurt vorbereitete. Mit allen Mitteln versuchte er Napoleon zu überzeugen, auch Kaiser Franz einzuladen oder wenigstens ihn selbst zu dem Treffen zuzulassen. Die Art und Weise, wie Metternich abgewiesen wurde, wirkte nach diplomatischen Gepflogenheiten demütigend und musste ihn umso mehr beunruhigen.⁹³ Talleyrand informierte als Einziger den Gesandten detaillierter über die anreisenden Persönlichkeiten. Nachdrücklich bestärkte er ihn, über Außenminister Champagny oder Napoleon persönlich eine Einladung zu erwirken, ja, er schlug sogar vor, Kaiser Franz solle einfach in Erfurt eintreffen und die beiden Souveräne überraschen. Tatsächlich fuhrn deutsche Fürsten auch uneingeladen scharenweise nach Erfurt, weil sie glaubten, vor Ort ihre Wünsche vorbringen zu können. Für den österreichischen Kaiser wäre ein solches Betragen aber vollkommen ausgeschlossen, weil entwürdigend gewesen.

Metternich hielt Champagny vor Augen, in welche Verlegenheit er komme, wenn österreichische Interessen in Erfurt ohne sein Beisein verhandelt würden. Seine Teilnahme könne zugleich gegenüber Europa bekunden, wie gut die Beziehungen zwischen Österreich und Frankreich seien; das habe Napoleon in der letzten Audienz gleichfalls betont. Schließlich bot er sogar an, nicht als österreichischer Gesandter – denn er sei ja ohne Instruktionen –, sondern als einfacher Privatmann mitzufahren. Champagny wand sich vor Verlegenheit, gab sich so einsilbig wie möglich und betonte, dass es nicht die Gepflogenheit des Kaisers sei, zu solchen Begegnungen mit dem ganzen diplomatischen Korps anzureisen. Im Übrigen handle es sich nur um eine Unterredung zwischen Freunden, die keine österreichischen Interessen berühre. Auch könnten ja der spanische und

der persische (!) Botschafter den gleichen Wunsch äußern, was Metternich ironisch lachend kommentierte, er wisse nicht, welche moralischen und politischen Gesichtspunkte einen österreichischen Gesandten mit einem Khan von Persien verbinden sollten. Champagny merkte, dass er sich auf schlüpfriges Gebiet begeben hatte, und stellte schließlich nur noch lakonisch fest, er werde dem Kaiser Metternichs Wunsch unterbreiten.

Es ist verblüffend, wie scharfsinnig Metternich, gemessen am Stand seiner Informationen aus zweiter Hand, die tieferen Gründe des Treffens bereits im Vorfeld analysieren konnte. Er studierte das offizielle Presseorgan und Sprachrohr Napoleons, den «Moniteur», die Reden in den Sitzungen des Pariser Senats und die öffentlichen Verlautbarungen der Regierung und fühlte sich in Stil und Phrasen an die Situation von 1793, d. h. an den jakobinischen Konvent, erinnert. Man übe wie damals ein doppeltes Spiel: Die Minister äußerten sich in ihren Manifesten schonend gegenüber Österreich, die Redner im Senat hingegen richteten sich an die «französische Nation» und setzten Österreich auf die Anklagebank. Im Grunde treibe Napoleon der Wille an, Fehler wettzumachen, die er im Innern und nach außen hin (Spanien) begangen habe, die Stimmung in der Öffentlichkeit mit Propaganda zu verbessern, vor allem aber sich vor einem Angriff von Russland oder Österreich abzusichern, während er noch auf dem spanischen Kriegsschauplatz beschäftigt sei. Der Zweck von Erfurt sei, Russland auf Distanz zu Österreich zu halten, die Teilung des Osmanischen Reiches zu erörtern und England «zum Frieden zu zwingen»; Letzteres hieß nichts anderes, als die Kontinental Sperre noch effektiver und geschlossener durchzusetzen. Champagny erläuterte Metternich, von seiner geografischen Lage her sei Russland und nicht Österreich hier gefragt. Metternich konnte wiederholen, sooft er wollte, für einen allgemeinen europäischen Frieden sei auch Österreich erforderlich: Alles war vergeblich.

Metternich traf die Probleme auf den Punkt. Napoleon bekannte in Erfurt offen gegenüber seinem Gesandten in St. Petersburg und späteren engsten Adjutanten, Armand de Caulaincourt, er habe den österreichischen Kaiser bewusst nicht eingeladen; Russland müsse, wenn Alexander sein Freund sei, ohne Vorbehalte gemeinsame Sache mit ihm gegen Österreich machen, ohne sich lange mit «Deutschland» («l'Allemagne») und noch weniger mit Spanien aufzuhalten.⁹⁴ Gegenüber Talleyrand erklärte er vor seiner Abreise als Ziel des Erfurter Unternehmens: «Wenn ich wieder

hier bin, so will ich ganz freie Hand in Spanien haben; ferner will ich sicher sein, dass Österreich so isoliert ist, dass es nichts gegen mich unternehmen kann».⁹⁵ Später in Erfurt bezeichnete er Österreich «als meinen wahren Feind», den es in Schach zu halten gelte.⁹⁶ Durch alle Beratungen Napoleons mit Caulaincourt zieht sich die Sorge, Österreich könne gegen ihn rüsten und Krieg führen. Ohne eingeladen zu sein, war Kaiser Franz bei allen Gesprächen in Erfurt im Geiste anwesend. Immerhin hatte er General Karl von Vincent als Beobachter schicken können, der aus diplomatischen Sonderaufträgen in die Pariser Verhältnisse eingeweiht und auch Napoleon persönlich bekannt war.

Für einen Betrachter von außen erfüllte der Kongress mit seinem propagandistischen Aufwand vollauf den Zweck. Napoleon hatte, dem Völkerrecht zuwider, nach dem Tilsiter Frieden per Dekret (4. August 1807) Erfurt zu einer kaiserlichen Domäne erklärt; damit wurde es zu einer französischen Exklave auf deutschem Boden. Napoleon lud also gleichsam zu sich ein. Minutiös hatte er persönlich vorab Regie geführt und mit Talleyrand beratschlagt, dem er verriet: «Ich will Deutschland durch Pracht und Glanz in Erstaunen setzen». Eingehend befasste er sich mit dem Theaterprogramm und beorderte die berühmte Pariser Comédie Française nach Erfurt. Trauerspiele, nicht Komödien müsse man den Deutschen «mit ihren transzendentalen Ideen» vorsetzen und ihnen «höhere Begriffe von Moral beibringen», dass sie von ihrer «kleinlichen Moral» abließen.⁹⁷

Der Kongress verlief ganz in den Bahnen höfischer Feste im Ancien Régime: mit Treibjagden, abendlichen Theaterbesuchen und offiziellen Diners, die in der Choreografie wohl ausgeklügelt waren; die Rheinbundfürsten saßen als erweiterte «Großfamilie» des Dynasten an einem eigens zu diesem Zweck gezimmerten Tisch in Ellipsenform, dem Napoleon als «pater familias» präsierte.⁹⁸ Zu Recht hat man die Zweideutigkeit dieser Veranstaltung hervorgehoben, in welcher das höfische Zeremoniell barocke Formen imitierte, zugleich aber in der geduldeten Presse als sensationelles Medienereignis erschien.

Ein Leipziger Chronist berichtete allerdings, man habe kein Sterbenswörtchen darüber erfahren, was denn politisch verhandelt worden sei.⁹⁹ Tatsächlich fiel das Ergebnis nicht nach Napoleons Wunsch aus: Zar Alexander war nicht bereit, sich vertraglich einseitig von Frankreich abhängig zu machen. Auch Napoleons Werbung um Alexanders Schwester Katharina schlug fehl, aber immerhin: Der «geheime Vertrag von Erfurt» be-

zeichnete England als «gemeinsamen Feind und den Feind des europäischen Kontinents»; man wolle einen Frieden mit ihm nur vollkommen einmütig abschließen.¹⁰⁰

Talleyrand, der schon bemüht gewesen war, den Preßburger Frieden günstiger für Österreich zu gestalten, widersprach Napoleon in Erfurt, als dieser meinte, dass Österreich der wahre Feind sei: «Für den Augenblick Ihr Feind vielleicht, Sire, aber im Grunde ist die österreichische Politik keine Gegnerin der französischen. Sie ist keine Eroberungs-, sondern eine Erhaltungspolitik.» Napoleon erwiderte: «Talleyrand, Sie sind und bleiben doch ewig ein Österreicher!»¹⁰¹ Auch der andere Altadlige in Napoleons engster Nähe, Caulaincourt, trat Napoleon in Erfurt mit Wissen Talleyrands kritisch gegenüber. Das Verhältnis zu Deutschland und Preußen und die Okkupation der seit Tilsit eingenommenen Gebiete ansprechend, mahnte er ihn freimütig, jedermann fühle sich von ihm bedroht. Caulaincourt ging sogar noch weiter und riet Napoleon, das System zu ändern: es mäßiger zu machen, indem er die Truppen aus Deutschland abziehe. Europa müsse beruhigt und nicht aufgeschreckt werden. Alles, was dazu beitrage, würde Napoleons Werk für die Zukunft konsolidieren. Der Kaiser meinte, alle Vorschläge Caulaincourts liefen auf ein System der Schwäche hinaus, bei dem er die unter Opfern schon gewonnenen Früchte bei der angestrebten Niederringung Englands preisgebe. Napoleon folgte also seiner Logik der Kontinentalsperre, welche in der Tat die lückenlose Herrschaft über den gesamten Kontinent erforderte.¹⁰²

Nach Abschluss des Erfurter Kongresses ließ sich Metternich durch Talleyrand, den ihm vertrauten russischen Gesandten am Pariser Hof Peter Graf Tolstoi und den österreichischen Sonderbeauftragten General von Vincent über alles hier Beschriebene informieren. Er fand seine Prognosen bestätigt, vor allem die gefährliche diplomatische Isolierung der Habsburgermonarchie und die wachsende Angriffsbereitschaft Napoleons Österreich gegenüber. England in seinen indischen Besitzungen anzugreifen betrachtete er lediglich als ein Fernziel im globalen Machtringen Napoleons: Das Vordringliche sei die «Vervollständigung seines Kontinentalsystems», wozu auch die Vertreibung der Bourbonen gehöre.¹⁰³ Die Annäherung beider Imperien, des französischen und des österreichischen, habe «keine reelle Grundlage», sie sei eine «Scheinallianz», dazu bestimmt, Russland während der weiteren französischen Übergriffe stillzustellen.

Talleyrand: ein Fürsprecher Österreichs «in der Höhle des Löwen» In der schwierigen Situation Österreichs, die Metternich als Gesandter in Paris zu meistern hatte, entdeckte er in Talleyrand einen zuverlässigen Vertrauten, welcher als Abkömmling aus altem Adel in einem anderen Koordinatensystem dachte als der Aufsteiger Napoleon. Beide Männer waren mit der Eigenart der internationalen Mächtebeziehungen und den Prinzipien der europäischen Gleichgewichtspolitik bestens vertraut; beide hielten das «europäische Konzert» für die einzig richtige Grundlage einer stabilen Ordnung. Die von Napoleon angestrebte «Universalmonarchie» konnte sich in ihren Augen auf Dauer nicht etablieren und verteidigen lassen. Anders als Napoleon, aber ganz so wie Metternich verabscheute der fast zwanzig Jahre ältere Talleyrand die Opfer und Grausamkeit der modernen Kriege, wie er beispielhaft nach einem Gang über das Schlachtfeld von Austerlitz bekundete: «Nichts als tote, blutige, zerrissene Körper und das Ächzen Schwerverwundeter und Sterbender, die noch auf Hilfe warteten, im Ganzen mehrere Tausend, und auch von den Unsrigen so viele! Der Anblick war mir [...] so entsetzlich und grauenvoll, dass ich ihn im Leben nie vergessen werde.»¹⁰⁴

Noch vor Beginn des Erfurter Kongresses legte Metternich Stadion eine Analyse vor, welche am Pariser Hof zwei «Parteien» ausmachte: die Interessenvertreter Europas und diejenigen Napoleons. Die Anhänger des Kaisers verdankten ihren Einfluss der militärischen Gewalt und zu einem gewissen Grad der Vetternwirtschaft («nepotisme»).¹⁰⁵ Es gebe in Frankreich nur einen Stand, welcher den Weg zu allem öffne – zum Glück, zu Titeln und zu fortwährender Protektion durch den Souverän –, und das sei das Militär. Man sage, Frankreich sei einzig bevölkert von Soldaten und von Bürgern, und Letztere seien allein geschaffen, um jenen zu dienen. Die andere «Partei», die bürgerliche – eigentlich genauer: die zivile –, werde durch Talleyrand und den Polizeiminister Fouché verkörpert. Sie bestehe seit 1805, d. h. seit Austerlitz, dem Ende des Reiches und der Gründung des Rheinbundes. Die Feldzüge von 1806 und 1807 gegen Preußen und Russland hätten diese «Partei» noch verstärkt, und das Unternehmen in Spanien 1808 mit seinen verheerenden Kämpfen und der unmoralischen Absetzung der Bourbonen habe überdies krisenhaft auf das Innere Frankreichs zurückgewirkt, nicht zuletzt weil die für den Unterhalt der Truppen notwendigen finanziellen Ressourcen nicht aus dem widerständigen Land selbst bezogen werden konnten und deshalb versiegten.

Talleyrand hatte seine Distanz zum System auch dadurch bemerkbar gemacht, dass er keineswegs dafür plädiert hatte, die neuen Könige von Napoleons Gnaden anzuerkennen. Mit dem ihm eigenen Scharfblick riet Metternich, an Talleyrand die moralische und die politische Seite zu trennen. Sein leichtlebiger Umgang mit Frauen und seine Empfänglichkeit für Geld und Gaben standen außer Zweifel. Auf der anderen Seite sei er ein eminent politischer Mensch, der sich von Prinzipien leiten lasse («*homme à systèmes*»), und hierin könne er nützlich und gefährlich sein, viel gefährlicher als ein unfähiger Minister von der Art Champagnys: «Menschen wie Herr von Talleyrand sind wie Tranchiermesser, mit denen es gefährlich ist zu spielen; aber für große Wunden bedarf es großer Heilmittel, und der Mensch, der beauftragt ist, sie zu behandeln, braucht sich nicht um ein Instrument zu sorgen, das besser schnitte.»¹⁰⁶

Hier deutete Metternich bereits an, dass Talleyrand der ideale Bündnispartner werden könnte, um Napoleon und sein System («die Wunde») zu beseitigen. Die beiden Männer näherten sich einander in langen Gesprächen vorsichtig immer weiter an, bis Talleyrand Metternich so sehr vertraute, dass er Kopf und Kragen riskierte mit den Informationen, welche er über geheime Dinge weitergab – etwa über Zustand, Lokalisierung und Größe der französischen und der verbündeten Truppen sowie über die Aufenthaltsorte Napoleons. Mit meisterhafter, einander ebenbürtiger diplomatischer Kunst vermochten beide, ihre Verbindung so zu verschleiern, dass Napoleon bis zu seinem politischen Ende 1815 nichts von diesem Doppelspiel erfuhr.

Napoleon selbst beförderte dieses allerdings auch. Als er sich Ende 1808 auf dem Kriegsschauplatz in Spanien befand, erfuhr er von Plänen, welche Talleyrand und Fouché für den Fall schmiedeten, dass er getötet werde. Murat war als bevorzugter Nachfolger im Gespräch.¹⁰⁷ Nach einem Gewalttritt von Valladolid nach Paris in sechs Tagen traf der Kaiser am 23. Januar in der Hauptstadt ein und zitierte Talleyrand, Fouché, Cambacérés, Lebrun und Admiral Decrès in sein Arbeitszimmer. Hier bekam er einen seiner bekannten kalkulierten Wutanfälle, in welchem er gezielt Talleyrand, den er ursprünglich hatte erschießen lassen wollen, auf das Übelste beschimpfte: «Sie sind ein Dieb, ein Feigling, ein Mensch, dem nichts heilig ist. Sie glauben nicht an Gott. Während Ihres ganzen Lebens haben Sie nie Ihre Pflicht erfüllt. Sie haben die ganze Welt verraten und hintergangen. Für Sie gibt es nichts Heiliges. Ihren eigenen Vater würden Sie

verkaufen. Ich habe Sie mit Wohltaten überhäuft, und doch würden Sie zu allem gegen mich fähig sein. [...] Ich könnte Sie zerbrechen wie ein Glas, das verdient Sie! Ich hätte die Macht dazu, aber ich verachte Sie zu sehr, um mir diese Mühe zu machen!» Es existieren mehrere Quellen zu dieser gut beglaubigten Szene.¹⁰⁸ Nach einer soll Napoleon gar die berühmte Beleidigung ausgestoßen haben: «Sie sind nichts anderes als Scheiße in einem Seidenstrumpf.» Ob er dies tatsächlich gesagt hat oder nicht: Die Demütigung vor der Hoföffentlichkeit verletzte Talleyrand so tief, dass er beim Hinausgehen zwar meisterhaft die Form wahrte, als er vor sich hinmurmelte: «Wie schade, dass ein so bedeutender Mann derart schlecht erzogen ist»; doch entfuhr ihm zugleich: «Es gibt Dinge, die man nie verzeiht.»¹⁰⁹

Nunmehr hatte Talleyrand nicht nur in seinen politischen Prinzipien, sondern auch in seinen persönlichen Erfahrungen im Umgang mit Napoleon einen Grund, zielstrebig im Verborgenen dessen Sturz zu betreiben und sich hierbei ganz auf die Seite Österreichs zu stellen, für das Metternich zu seinem vertrauten Bürger geworden war. In der bevorzugt chiffrierten Korrespondenz des Pariser Gesandten erschien Talleyrand als die oft nicht näher bestimmte «zuverlässige Quelle» oder schlicht als der ominöse «Monsieur X».¹¹⁰ Die Kunde von Napoleons Auftritt war auch Metternich zugegangen, der ebenso von Napoleons Zorn darüber wusste, dass Talleyrand sein Urteil über den Frieden von Preßburg als «infam und ein Werk der Korruption» hinter dem Rücken des Kaisers verbreitete. Metternich berichtete nach Wien, dass Talleyrand in Ungnade gefallen sei und seine mit 40 000 Francs jährlich dotierte Würde des Großen Kammerherren verloren habe. Ohne Wissen Napoleons nahm Talleyrand nun geradezu die Stellung eines Spions für Österreich ein. Denn er erbot sich, Metternich die Aufmarschpläne des Heeres zu verschaffen und sich aufs Engste mit der österreichischen Politik zu verbinden; ihm bleibe nichts, als mit ihr zu siegen oder unterzugehen. Zugleich begehrte er einige Hunderttausend Francs, um seine verlorenen Einkünfte und die Kosten auszugleichen, welche ihm aus dem Unterhalt der spanischen Bourbonen in seinem Schloss Valençay erwachsen. Metternich bat den Kaiser in einem Schreiben vom 23. Februar 1809, also noch vor Kriegsausbruch, 300 000 oder 400 000 Francs in Wechseln auf Konten von fingierten Empfängern in Holland zu schicken: «Erscheint die Summe auch hoch, so steht sie doch in keinem Verhältnis zu den Opfern, die man sonst gewöhnlich bringt. Was dabei gewonnen wird, kann von ungeheurer Wirkung sein.»¹¹¹

Metternich, der «Haupturheber des glorreichen, unglücklichen Krieges von 1809»? Wann würde Napoleon seine kriegerischen Absichten gegen Österreich richten? In dieser Frage Klarheit zu gewinnen war die größte Bewährungsprobe Metternichs während seiner Pariser Botschafterzeit. Wann immer der Gesandte persönlich mit Napoleon zusammentraf, stand diese Ungewissheit im Raum, oder der Kaiser sprach sie unmittelbar an. Dieser verfolgte argwöhnisch, wie die österreichische Politik bestrebt war, das Heer zu reorganisieren. Er deutete dies als Aufrüstung, um erneut – ein viertes Mal – gegen ihn Krieg zu führen. Metternich unternahm alle Anstrengungen, das Misstrauen zu entkräften. In diesem Fall, wie generell, zeigte er, wie nachdrücklich er bereit war, sich in militärischen Fragen eindringlich kundig zu machen, weil er diese als wesentlichen Teil jeder Außenpolitik begriff. Im September 1807 ließ er sich aus Wien auf geheimem Weg über Mainz per Kurier eine «tabellarische Übersicht der Reformen und Änderungen, welche seit dem Frieden von Preßburg in der Armee stattgefunden haben», zugehen.¹¹²

Napoleons internationale Politik bot für den wachsamen Metternich Anlass genug, sich zu sorgen: Österreich wurde systematisch isoliert – wie etwa im Falle des Erfurter Kongresses – und eingekreist: von den mit Napoleon verbündeten Rheinbundstaaten, welche auf Gedeih und Verderb Napoleons Heer mit ihren Kontingenten verstärken mussten, seit den Tilsiter Verträgen aber auch von Preußen und dem Zarenreich. Napoleons Bündnis mit seinem vorgeblichen «Freund» Zar Alexander sollte diesen neutralisieren, während sich seine Heere gegen Spanien, das Osmanische Reich, den Überfeind England und letztlich auch die Habsburgermonarchie richteten.

Metternichs Hauptaugenmerk galt der Stärke und den Bewegungen französischer und rheinbündischer Truppen sowie der Lage auf der Pyrenäenhalbinsel, wo in Spanien eine starke royalistische Bewegung aus Adel, Klerus und bäuerlicher Bevölkerung unerwartet hartnäckigen Widerstand leistete: Unberechenbar durch die neue Kampfart des Guerillakrieges, konnte der Gegner hinter jeder Hecke lauern. Die Okkupanten hingegen versuchten, mit terroristischen Strafaktionen die Bevölkerung einzuschüchtern. Da Napoleon auf diese Weise zu keinem schnellen Sieg und Friedensvertrag kam, konnte er aus dem Land nicht, wie sonst üblich, Kontributionen herauspressen und musste die Kriegführung selbst finanzieren, was seine Position in Frankreich schwächte. Überdies gelang es den Engländern, Por-

tugal zu ihrem Brückenkopf auf der Halbinsel auszubauen, von dem aus der militärisch hochbegabte Arthur Wellesley, der spätere Duke of Wellington, die Front von Westen her aufzurollen begann.

Metternich verfolgte die innere Entwicklung in Spanien genau, schickte Aufrufe, Proklamationen und auch den Text der in Bayonne entworfenen napoleonischen Verfassung für Spanien als Druckschriften nach Wien.¹¹³ Er berichtete über die nationale Erregung und fügte als Beispiel einen Aufruf an die Spanier bei, der die Absetzung und Deportierung des Königs nach Frankreich kommentierte; Töne wie die folgenden, die später auch aus dem publizistischen Untergrund Deutschlands zu vernehmen waren, mussten Napoleons Propaganda und Zensur auf das Äußerste herausfordern: «Das Monster aus Frankreich hat in seinem hinterlistigen Herzen beschlossen, unsere Unabhängigkeit mit den abscheulichsten Mitteln zu tyrannisieren, die in den Annalen der Welt beispiellos sind. Seine Niedertracht liegt vor aller Augen, sein Verrat ist offenbar, und die Absetzung unseres Königs bestätigt uns das.»¹¹⁴

Bei der Versorgung Stadions mit Informationen ging Metternich in Talleyrand der beste Zuträger zur Hand, den er sich wünschen konnte. Im Juli 1808 übermittelte der Gesandte beispielsweise «eine sehr detaillierte und höchst glaubwürdige [*surtout très sure*] Liste der französischen Armeekorps, welche sich in vorderster Linie befinden, um von Preußen aus gegen uns einzugreifen»,¹¹⁵ ebenso die quantitative Verteilung französischer Truppen in Schlesien, Brandenburg und um Berlin, in Pommern und Dänemark. Er konnte auch Auszüge der geheimen französischen Armeebulletins aus Spanien beisteuern, welche Lagebeurteilungen und Truppenbewegungen im Lande offenbarten.¹¹⁶ Anfang 1809 ließ er aus der britischen Presse Informationen über die Mannschaftsstärke und Ausrüstung der Einheiten folgen, welche die Engländer nach Spanien einschifften.¹¹⁷ Die wichtigsten Nachrichten, welche Talleyrand den Kopf hätten kosten können, schickte Metternich im Februar 1809 chiffriert, ergänzt um sehr detaillierte Listen zum Zustand der spanischen und der Rheinarmee sowie zu den französischen Truppen in Italien.¹¹⁸ Die Krönung stellte eine tabellarische Übersicht dar, welche auf neunzehn Seiten die Platzierung sämtlicher Regimenter des französischen Kaiserreichs auf dem Stand vom 10. März 1809 wie auf einem Röntgenschirm preisgab und welche Metternich am 23. März mit beigegebenen chiffrierten Briefen aus Paris abgehen ließ.¹¹⁹

Wohl kein anderer Gesandter an den europäischen Höfen nahm zu dieser Zeit eine solche Schlüsselstellung ein wie Metternich. Mit seinem Scharfblick, seinen weitverzweigten Kontakten, an denen er schon auf seinen Posten in Berlin und Dresden gearbeitet hatte, und mit seinen exzellenten Informationen war er für den Wiener Hof unersetzlich. Einmal mahnte er, Napoleon habe ihn wissen lassen, ein falsches Wort von Seiten des Gesandten, eine falsche Maßnahme könne den Krieg provozieren.¹²⁰ Damit übertrieb Napoleon dramatisierend, aber einschüchtern sollte es doch.

An dieser exponierten Rolle Metternichs entzündete sich die bis heute fortdauernde Diskussion einer Kriegsschuldfrage. Der Historiker Adam Wolf stieß sie eher beiläufig an, indem er 1875 ohne jeden Nachweis behauptete: «Er war der Schöpfer des Krieges von 1809. Seine Frau hat dafür in Wien gesprochen und gehetzt.»¹²¹ Ohne sich der eigentlichen Quellen im Archiv zu vergewissern, übernahm Srbik diese Wertung kritiklos und erweiterte sie zu der These, Metternich sei der «Haupturheber des glorreichen, unglücklichen Krieges von 1809» gewesen. Es hätten ihn «verhängnisvolle Irrtümer» beherrscht, so dass er «in den glühendsten Denkschriften und Depeschen von höchstem Schwung und erstaunlicher Kraft immer wieder zum Krieg aufforderte».¹²² Dies ist ein besonders markantes Beispiel, bei dem Srbiks Methode, den staatlichen Quellen auszuweichen, eklatant versagte. Eine akribische Prüfung der Wiener und Prager Akten erbrachte hingegen, es gebe «keinen Beleg dafür, dass Metternich vor seinem Wiener Aufenthalt im November und Dezember 1808 jemals daran gedacht hat, dass Österreich von sich aus den Krieg gegen Napoleon beginnen sollte» (Manfred Botzenhart).¹²³

Bei der Verfolgung von Metternichs Werdegang bis zu diesem Zeitpunkt haben wir gesehen, welche Logik er im Gang der großen internationalen Konflikte und Kriege erkannte; er hegte die feste Überzeugung, nur eine enge Allianz aller anderen Großmächte könne eine Urgewalt wie die des napoleonischen Herrschaftssystems bändigen und niederwerfen. Vielfaches Scheitern in bisher drei Koalitionskriegen hatte das bewiesen – in Valmy, Marengo, Hohenlinden, Austerlitz und zuletzt in Jena und Auerstedt. Metternich versuchte in Paris, den russischen Gesandten Graf Tolstoi davon zu überzeugen, es sei überlebenswichtig, sich gegen Napoleon zu verbünden – erfolglos, obwohl der Angesprochene Metternichs politische Überzeugungen vorbehaltlos teilte, im Gegensatz zu Zar Alex-

ander; dieser wusste Napoleon damals noch nicht richtig einzuschätzen, hielt sich ihm für weit überlegen und glaubte anfangs, sich mit ihm den europäischen Kontinent teilen zu können.

In seinen typischen Grundsatzanalysen hat Metternich seinem Außenminister dargelegt, man könne nur in einem Bündnis der Großmächte gegen Napoleon etwas ausrichten. Er warnte Stadion unmissverständlich: «Es wäre von unserer Seite Wahnsinn [*démence*], einen Krieg mit Frankreich zu provozieren».¹²⁴ Seine politische Lagebeurteilung Mitte 1808 mutet an wie eine Prophezeiung, welche das Scheitern des Krieges von 1809 vorwegnehmend erklärt. Nur eine Woche später bekräftigte er in nachdrücklicher Wiederholung: «Einen Krieg mit Frankreich zu provozieren wäre Wahnsinn; das gilt es folglich zu vermeiden: aber man vermeidet ihn nicht mit mittelmäßigen Kräften. [...] Aber ist unsere Armee, wie kräftig, gut und gestärkt sie sein mag, auch zahlenmäßig hinreichend, um eine Monarchie vor dem endgültigen Untergang zu retten [...]? Es liegt folglich nicht mehr an uns allein, dass wir unser Heil suchen können und suchen müssen.»¹²⁵

Fordert man mit solchen Worten zum Krieg auf – noch dazu in einer Einzelaktion ohne Verbündete, zu welcher Österreich sich dann tatsächlich entschloss?¹²⁶ Im Gegenteil: In den Monaten vor und nach dem Erfurter Kongress riet Metternich davon ab, bedenkenlos loszuschlagen, denn er ahnte, dass man in Wien solche Pläne schmiedete. Seinem Vater vertraute er an, er habe für acht Wochen im Zentrum der Politik gestanden und den Frieden gerettet.¹²⁷ Er spielte hier zweifellos auf die Audienzen an, in denen er im Sommer 1808 – noch vor dem Erfurter Kongress – Napoleons Vorwürfe über die österreichischen Rüstungen zu entkräften versucht hatte. Nun aber fühlte er sich nicht mehr hinreichend informiert. Deshalb begehrte er nachdrücklich, nach Wien fahren zu dürfen, um aufgeklärt zu werden; er könne sonst unmöglich seine Aufgaben in Paris richtig wahrnehmen.

Am 12. November 1808 traf er in der Hauptstadt ein.¹²⁸ Stadion, den er sogleich aufsuchte, ließ ihn wissen, dass der Krieg so gut wie beschlossen sei. Das bestätigte Metternichs späteres Urteil in den Memoiren, «dass man dem Kriege schon näher gerückt war», als er noch im Oktober 1808 vermutet hatte.¹²⁹ In einem mehrstündigen Gespräch mit dem Kaiser erkannte er, dass dieser selbst noch nicht in seiner ganzen Tragweite erfasst hatte, wie weit die Kriegsvorbereitungen bereits gediehen waren. Aber man er-

wartete von dem Gesandten eine genaue Lagebeurteilung, weil er am Standort Paris Napoleon am nächsten kommen konnte und über die aktuellsten Informationen verfügte. Innerhalb von knapp drei Wochen fertigte er drei umfangreiche Denkschriften an und legte sie am 4. Dezember vor.

Die erste Denkschrift ist für Metternich die wichtigste («mon Mémoire principal»), weil sie sich auf die politisch-moralische Sicht konzentriert und die militärischen Verhältnisse zunächst in den Hintergrund stellt.¹³⁰ In der Form eines zeithistorischen Panoramas charakterisiert Metternich die Epoche seit 1806 als vollkommenen Umbruch des europäischen Systems und erläutert, was die einzelnen Wendepunkte – Tilsit, Bayonne, der Krieg in Spanien sowie die Erfurter Konferenz – für die Stellung Napoleons bedeuten. Er mahnt, darauf zu achten, wie äußere und innere Kräfteverhältnisse einander bedingen, und weiß sehr genau die innere Opposition gegen Napoleon zu beschreiben, namentlich den Widerstand von Talleyrand und Fouché, aber auch die Distanz kritischer Beobachter wie des russischen Gesandten Tolstoi. Wer Argumente gegen den schnellen Krieg sucht, findet sie hier, und zwar in dem Hinweis, «dass Europa schließlich nur durch die engste Vereinigung zwischen Österreich und Russland gerettet werden kann».¹³¹ Diese Einsicht verbot im Prinzip jeden Alleingang.

Die zweite Denkschrift konzentriert sich auf die Rolle Russlands und dessen Beziehungen zu Österreich.¹³² Auch hier kann man eher eine Reserve gegenüber einem schnellen Kriegsbeginn herauslesen. Metternich wusste zu berichten, dass der russische Außenminister Nicolai Romanzov zum Frieden riet, wobei dieser daran dachte, dass Russland gemäß dem Tilsiter Vertrag auf Seiten Napoleons eingreifen müsse, wenn Österreich Frankreich angreife. Noch am Abend vor seiner Abreise aus Paris habe Romanzov ihm persönlich gesagt: «Unternehmt nichts; ihr würdet Russland in die größte Verlegenheit bringen».¹³³ Immerhin wünschte der Minister für die Zukunft bessere Beziehungen Russlands zu Österreich; der Zar sei nicht willens, sich von Napoleon beeinflussen zu lassen. Diesen Eindruck hatte auch Talleyrand aus Erfurt vermittelt. Aber auf Alexander, schreibt Metternich, sei wegen dessen politischen Wankelmuts und dessen extremer charakterlicher Haltlosigkeit nicht zu bauen. Überhaupt dürfe man in der gegenwärtigen Lage nicht auf einen Wandel der russischen Einstellung oder auf die innere Schwäche Frankreichs setzen: «Wir müs-

sen die Mittel des Heils nur in uns selbst suchen». Da Metternich Alleingänge gegenüber Napoleon für falsch hielt, kann man auch diese Aussage nur als Distanznahme von einem künftigen Waffengang bewerten.

Die dritte Denkschrift reflektiert, inwiefern Napoleons Probleme mit Spanien für Österreich vorteilhaft sein könnten. Sie fragt, ob er gleichzeitig gegen Spanien und Österreich Krieg führen könne, und registriert sehr deutlich, wie religiöse Loyalitäten, kommerzielle Interessen, vor allem aber nationale Empfindungen und Erregungen den spanischen Widerstand gegen Napoleon antreiben. Aber sie warnt eindringlich davor, den wesentlichen Unterschied zwischen einem Krieg auf der Pyrenäenhalbinsel und einem am Rhein und an den Alpen zu übersehen, bestehe Deutschland doch aus zwanzig verschiedenen Völkern, die sich nie als eine Einheit vorgefunden hätten, auch künftig nicht einig sein würden und sich seit jeher zerfleischt hätten.¹³⁴

Die Gesamtlage, die Metternich im Dezember 1808 in Wien dem Kaiser und dem Kabinett ausbreitete, forderte dazu heraus, die militärischen Kräfteverhältnisse beider Lager abzuschätzen. Durch die exzellenten Informationen aus der Hand Talleyrands war Metternich dazu exklusiv in der Lage. Pflichtgetreu kommt er zu der Schlussfolgerung: «Die militärischen Kräfte Österreichs, so unterlegen diese Frankreich gegenüber vor der Erhebung Spaniens waren, werden in der Anfangsphase zumindest gleichgewichtig sein.»¹³⁵ Aber auch hier enthält er sich eines eindeutigen Rates, denn die Berechnung der militärischen Operationen sei so wenig sein Ressort, dass er sich nur im Hintergrund halten könne.

Nach der Tendenz dieser Vorlagen, welche helfen sollten, zu einem definitiven Urteil zu kommen, erscheint es alles in allem völlig verfehlt, Metternich zu einem Mitglied der «Kriegspartei» zu machen. Stadion hatte sich in Zugzwang begeben, weil er glaubte, die österreichischen Finanzen würden es nicht erlauben, länger als bis zum Frühjahr 1809 abzuwarten, um gegen Napoleon vorzugehen; er war ein «Gefangener seiner Kriegspolitik» geworden.¹³⁶ Ohne eine tragfähige Allianz im Rücken hätte Metternich einen Krieg nie riskiert. Aber Stadion hatte das spanische Vorbild vor Augen und rechnete mit einem Bündnispartner, der nicht zum traditionellen Spiel der Mächte gehörte: Er baute auf einen Nationalkrieg. Lange Zeit, noch bis in die Tage des späteren Waffenstillstands hinein, pflegte er Kontakte nach Preußen und hoffte, dass Aufstände im Norden Deutschlands Napoleons Kräfte zusätzlich lähmen würden. Metternich

kommentierte in der Rückschau: «Die Rüstungen zum Kriege wurden sonach beschlossen und denselben ein Element beigefügt, welches die seit dem Unterliegen Preußens im Jahre 1806 im nördlichen Deutschland aufgetauchte Erhebung des Volkssinnes an die Hand gab. Wie illusorisch diese Hilfe war, dies hat die Tat erwiesen.» Die «tatkraftige Unterstützung durch den deutschen Volkssinn», «im nördlichen Deutschland in einigen Köpfen [!] erwacht», war auch deshalb keine echte Hilfe, sondern Illusion, weil – so Metternichs Prognose – ebendieser vermeintliche Volkssinn «sich im südlichen [Deutschland] im Falle eines unglücklichen Anfangs des Krieges nicht gegen Napoleon, sondern gegen Österreich wenden werde».¹³⁷ Die neuere Forschung bestätigt, wie wenig der deutsche Süden sich tatsächlich zu nationalen Regungen im deutschen Sinne hinreißen ließ und dass er eher Argwohn gegenüber einem österreichischen Eingreifen hegte. Der Aufstand der Tiroler während des kommenden Krieges 1809 war mehr antibayerisch als antinapoleonisch.¹³⁸

Metternich hatte in dieser Phase seines politischen Lebens als Mithandelnder Gelegenheit zu beobachten, wie nicht nur Tatsachen und Entscheidungen, sondern auch Charakter und Temperament den Weg in einen Krieg bestimmen konnten. So lassen sich jedenfalls seine Worte verstehen, mit denen er das Charakterbild des Außenministers zeichnete: «Graf Stadion gehörte zu jenen Männern von lebhafter Einbildungskraft und hellem Verstande, die sich leicht den Eindrücken des Augenblickes überlassen. Menschen dieser Kategorie neigen stets zu Extremen; für sie gibt es keine Übergänge, und da die Letzteren gleichwohl in der Natur der Dinge liegen, so kommen sie den Ereignissen zuvor, statt dass sie dieselben abzuwarten wüssten, und arbeiten dann leicht im Blauen.»¹³⁹ Diesem Urteil über Stadions zum Scheitern führende «Politik des heißen Herzens und des leidenschaftlichen Wollens» (Manfred Botzenhart) hat sich die Forschung angeschlossen.¹⁴⁰ Metternich hatte im Kriegsjahr 1813 an verantwortlicher Stelle selbst Gelegenheit zu beweisen, welcher anderer, überlegener strategischer Eigenschaften es bedurfte, um erstmals gegen Napoleon erfolgreich zu sein.

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de